

Durch Zanskars verlassene Täler

(Himalajareise September 2006 – Indien)

Inhalt

1. Vorgeschichte
2. Delhi
3. Ladakh
4. Es geht los
5. Tsarap Chu
6. Goltunta La
7. Shade
8. Shingri Chu
9. Zanskartal
10. Lingshed
11. Gongma
12. Machuschlucht

1. Vorgeschichte

August 2000: Mit Hartwig, Sonam, einem Ladakhi, und seinem Pferd stolperte Helga über loses Geröll vom 5140 m hohen Stongde-Pass hinunter ins Tal des Shingri Chu. Zwischen glatten, runden Felsbrocken brodelte der Bach nach Osten. Das Wasser war milchig, man konnte die Steine am Boden hören, sehen konnte man sie nicht. Ihr Ziel war die Whisky Bridge im Tal des Tsarap-Flusses. Jetzt standen sie erschöpft und nass bis zu den Hüften im Yak-Camp Salang Tatak. Die Antwort der Yak-Nomaden auf die Frage nach dem Weg war einfach: „Seit ihr lebensmüde, geht weiter, wenn nicht kehrt um.“ Von den umliegenden Gletschern nimmt der Shingri Chu noch drei größere Flüsse auf, danach war er nicht mehr zu queren. Den Dreien blieb keine andere Wahl, als zurück zum Pass zu laufen und sich ein neues Ziel zu suchen. Doch Helga hatte ihren Wunsch nicht aufgegeben. Sie wollte wiederkommen, um bei niedrigem Wasserstand die geplante Tour über den Stongde La und durch die Täler des Shingri Chu und Tsarap Chu zu Ende zu gehen.

August 2006: Schwere Regenfälle haben in der ersten Augustwoche zu einer Flutkatastrophe in Ladakh geführt. Die Armee musste etwa 500 Menschen aus 20 Dörfern evakuieren. Mindestens 7 sind gestorben, darunter auch 2 Kinder. Erdbeben haben ganze Häuser unter sich begraben. Touristen saßen in den Bergen fest, aufgrund von zerstörten Straßen und Brücken.

2. Delhi

Mit diesen Informationen über die Situation in Ladakh machten wir uns etwa vier Wochen später auf den Weg, unser Plan, eine Tour von der Whiskey Bridge an der Straße Leh – Manali entlang des Tsarap und Zanskar Flusses bis zum Kloster Lamayuru.

Unser Start in Frankfurt war schon mal nicht schlecht. Der Angestellte hinter dem Schalter von Air India hatte zwar jede Menge Passagiere, die nach Delhi wollten, aber kein Flugzeug. Das stand noch in Los Angeles rum und durfte nicht fliegen. Mit ratlosem Gesichtsausdruck buchte er unsere Tickets auf eine Maschine der Lufthansa um. Die flog jedoch nicht von Frankfurt, sondern von München ab.

Was an sich nicht schlimm war. Schlimm war jedoch, dass sich unser Abflug um 4 Stunden verschob und wir somit keine Chance mehr hatten, unseren Anschlussflug nach Leh zu erwischen. Somit durften wir uns wieder mal auf einen Aufenthalt in Indiens Metropole freuen.

Wir landeten pünktlich um 7:30 Uhr auf dem International Airport in Delhi. Wir brauchten uns nicht zu beeilen, tauschten erst mal Geld und fuhren im Anschluss mit dem Transferbus und militärischem Geleit in Form eines bewaffneten Soldaten zum Inlandsflughafen. Wir mussten uns ja um den Weiterflug nach Leh kümmern. „Ich kann Sie auf Mittwoch buchen oder morgen mit auf die Warteliste setzen“, sagte die Dame am Schalter von Jet Airways.

Kein Wort von „... das kostet noch so und so viel“. Hatte ich doch bis jetzt immer die Meinung vertreten, in Indien würde man als Europäer gnadenlos abgezockt, belehrte mich Jet Airways eines Besseren. Wir entschieden uns für den Flug am Mittwoch. Das hieß aber leider einen weiteren Tag in Delhi ausharren. Wir gingen also zum Taxistand, um in die Stadt zu fahren. Schon auf dem Weg zum Fahrkartenschalter hatte ich den Eindruck, als würde halb Delhi aus Taxifahrern bestehen, die uns ihre Dienste anbieten wollten. Ein Typ begleitete mich bis zum prepaid-Schalter im Ankunftsterminal des Flughafens. So glaubte ich zumindest. Erst als die Dame hinter dem Fenster 650 Rupien verlangte, war Helga der Meinung, dass hier was nicht stimmen konnte. Ich war gerade im Begriff ein Auto zu mieten. Geschickt hatten sich die vermeintlichen Taxifahrer vor das Fenster des eigentlichen prepaid-Schalters gestellt, sodass ich einfach daran vorbeigelaufen war. Ärgerlich zog ich das Geld zurück und bahnte mir einen Weg durch die Menschengruppe zum Taxistand. Mein bis eben noch positives Bild von Delhi hatte sich wieder neutralisiert. Für 170 Rupien fuhren wir schließlich in Richtung Zentrum. Helga machte dem Taxifahrer unmissverständlich klar, dass wir bis zum Hotel und nicht irgendwo im Gewühl der Innenstadt abgesetzt werden wollten. Da wir die Strecke zum „Star View“ Hotel aufgrund unserer Wintertour im letzten Jahr nun schon fast schlafwandelnd finden würden, lotste ich unseren Taxifahrer bis vor die Hoteltür.

Wir bekamen ein Zimmer für 300 Rupien, in dem die WC-Spülung nicht funktionierte. Daraufhin durften wir in ein Zimmer umziehen, das normalerweise 400 Rupien gekostet hätte.

Wie wir nun in dem stickigen Zimmer hockten und draußen der Straßenlärm das eigene Wort übertönte, kam das Verlangen in uns auf, diesen Ort so schnell wie möglich zu verlassen. Es gab zwei Möglichkeiten: Erstens mit dem Bus noch heute bis Manali zu fahren oder zweitens morgen früh zum Domestic Airport fahren und hoffen, dass Jet

Airways noch zwei freie Plätze für zwei Passagiere zur Verfügung stellt, die die Schnauze von Delhi gestrichen voll hatten.

Wir entschieden uns für Jet Airways. Um die Zeit sinnvoll zu nutzen und nicht einfach nur hier im Zimmer herumzulungern, machten wir uns auf den Weg zum Busbahnhof am Kashmiri Gate. Zu Fuß war es von der Innenstadt etwas weit, ein Taxi wollten wir nicht extra bestellen, also wählten wir als Transportmittel eine Motorrikscha.

„2000 Rupien“, sagte der Fahrer. Häh ...!?! Wir hatten wohl nicht richtig verstanden. Für den Preis könnte der uns vermutlich bis Ladakh fahren. Helga handelte den Typen bis auf 20 Rupien herunter. Der Rikschafahrer stimmte zu - aber nur unter der Bedingung, uns auf dem Weg zum Busbahnhof an einem Shop abzusetzen. „Wir müssen auch nichts kaufen“, versicherte uns der Mann. Wir trauten ihm nicht. Wer weiß, in welcher Ecke Delhis sich dieser Shop befand. Wenn der Typ dort sich's auf einmal anders überlegen würde und mehr Geld haben wollte, sahen wir alt aus. Wir ließen ihn links liegen und liefen in Richtung Hauptbahnhof. Dort gab es einen prepaid-Schalter für Motorrikschas. 40 Rupien kostete die Fahrt bis zum Busbahnhof.

Der Fahrer drängelte sich zwischen hupenden Autos, Fahrrad- und Motorrikschas hindurch, folgte stinkenden Abgaswolken der LKWs und Busse, und nach einer dreiviertel Stunde setzte er uns vor dem Busbahnhof ab. Die Busse nach Manali fahren mehrmals am Tag. Um 8:45 Uhr fahre jedoch ein Komfort-Bus, so der Herr hinter dem Ticket-Schalter. Komfort-Bus bedeutete Klimaanlage und Gepäckfächer.

Wir bedankten uns für die Infos, vielleicht würden sie auf einer kommenden Tour mal nützlich sein. Jetzt hatten wir noch Zeit, und da sich das so genannte „Red Fort“, eine aus rotem Sandstein gebaute Burg des Mogulherrscher Shah Jahans, ganz in der Nähe befand, beschlossen wir, dort hinzugehen. Ein Rikschafahrer mit seinem Drahtesel war ganz und gar nicht der Meinung, dass wir zu Fuß gehen sollten. Er wich solange nicht von unserer Seite, bis wir uns breitschlagen ließen. Für 20 Rupien wollte der Typ mit uns bis zum Red Fort radeln. Er schaffte es aber nur bis zur ersten Steigung. Dann musste ich ihm schieben helfen. Das Red Fort hatte von Dienstag bis Sonntag geöffnet, Montag war es geschlossen, heute war Montag. Doch unser Radfahrer hatte schon eine Alternative für uns – die Jama Masjid Moschee. Die größte Moschee Indiens lag gleich um die Ecke.

Da wir vergaßen, den Fahrpreis neu auszuhandeln, war unser Fahrer der Meinung, dass ihm nun 40 Rupien zustehen. Was natürlich in keinem Verhältnis zur geradelten Strecke bis zum Red Fort stand. Nach Langem hin und her zog er dann mit 35 Rupien ab. Auch wenn 35 Rupien für mich kein Vermögen darstellten, kam ich mir doch irgendwie verarscht vor. Am Straßenrand hockte ein Händler beim anderen. Jeder bot seine Waren feil. Kleidung, Decken, Geschirr und allerlei Krims Krams. Doch plötzlich kam Unruhe auf. In Windeseile verschwanden die Waren unter Plastikplanen oder in Stoffsäcke. Der Grund: Zwei Polizisten kamen gemütlichen Schrittes die Straße heruntergeschlendert – und Straßenhandel war hier verboten. Die Polizisten schienen sich einen Spaß daraus zu machen, dass die Leute nur aufgrund ihres Erscheinens kuschten.

Als wir uns vor der Moschee unserer Schuhe entledigt hatten und das Heiligtum betreten wollten, kam doch tatsächlich jemand und machte Schwierigkeiten. Der Typ wollte uns unbedingt eine 200 Rupien teure Fotoerlaubnis verkaufen. Ich hatte weder meine Kamera umhängen, noch hatte ich die Absicht zu fotografieren. Der Mensch blieb aber stur und verweigerte uns den Eintritt. Also ließen wir die Moschee den Moslems und traten den Rückweg an. Vorbei an Bettlern, Straßenhändlern, Garküchen, einer toten Ratte auf der Straße und einem nur unzulänglich mit einer Plane abgedeckten toten Menschen auf dem Gehweg liefen wir diesmal zu Fuß zurück zu unserem Hotel. An jedem Gebäude, das nach

Meinung des Eigentümers geschützt werden musste, stand ein Wachmann, welcher uns bereitwillig den Weg wies. So landeten wir wohlbehalten nach rund 1 ½ Stunden im Hotel. Trotz Bomben-Warnschildern am Straßenrand.

3. Ladakh

Um halb vier Uhr morgens klingelte uns der Mann an der Rezeption aus dem Schlaf. Na ja, besser gesagt aus dem Halbschlaf. Es war heiß und die Zeitumstellung steckte uns noch in den Knochen. Die Klimaanlage überzeugte mich auch nicht. Der Lüfter an der Decke machte den Eindruck, als ob er jeden Augenblick abheben wollte.

Etwas benommen taumelten wir hoch an die Rezeption. Unser Taxi wartete schon vor dem Hotel. Wir packten unsere Rucksäcke in den Kofferraum, dann ging es zum Flughafen. Die Fahrt war angenehm: keine hupenden Autos, keine schimpfenden Rikschafahrer und keine stinkenden Lkws um uns herum.

Die Passagiere für den Flug nach Leh wurden bereits am Check In-Schalter abgefertigt. Ein Ladakhi hoffte so wie wir noch auf ein freies Plätzchen in der Maschine. Wir mussten uns gedulden. Hinter einem Schalter, der für die Abfertigung der Warteliste reserviert schien, hockten wir uns auf die Rucksäcke. Nach einer Stunde kam Bewegung hinter dem Schalter auf. Finger sausten über die Computer-Tastatur, Augen huschten über den Monitor und kurz darauf spuckte der Drucker drei Bordkarten nach Leh aus – Business Class. Wir konnten es kaum fassen, es ging in die Berge. Der Flug war im Vergleich zum Winter im letzten Jahr geradezu erholsam. Die Morgensonne tauchte die Berge in ein sanftes Licht. Im Gegenlicht sahen die Felsgrate wie erstarrte Wellen aus, in einem versteinerten Ozean. Als der Pilot seine Maschine ins Industal hinabmanövrierte, hatte ich den Eindruck, die Berge mit der Hand berühren zu können, wenn es möglich gewesen wäre. Unter uns huschte das Kloster Spituk vorbei dann setzten wir auch schon auf, wurden in die Sitze gepresst und standen kurze Zeit später in der Empfangshalle des Flughafens von Leh. Jeder mit einem Katak, einem Glücksschal, um den Hals. Mit dem Seidenschal wurden wir in Ladakh willkommen geheißen. Grund für die ungewöhnliche Begrüßung war das Ladakh Festival, das in den ersten zwei Septemberwochen stattfindet. Mit dem Festival versucht die Organisation J&K Tourism, die zu Ende gehende Touristensaison noch etwas zu verlängern und den Touristen die Kultur Ladakhs näher zu bringen.

Wir sehnten uns im Moment jedoch nicht so sehr nach Kultur, sondern vielmehr nach einem Bett. Das fanden wir im Paul Guesthouse für 450 Rupien mit Panoramablick auf den Stok Kangri. Helga kannte das Guesthouse von früheren Touren. Es liegt sehr zentral im Stadtteil Zangsti und in der Nähe der German Bakery unserem Frühstücksrestaurant für die nächsten Tage.

Wir wollten ein paar Tage in Leh bleiben, um uns für die geplante Tour zu akklimatisieren und noch einige Vorbereitungen zu treffen. So brauchten wir ein Taxi, das uns zur Whisky Bridge, unserem Startpunkt, bringen würde. Der Kocher brauchte Benzin und wir ein zweites Feuerzeug, da Helgas Feuerzeug anscheinend die Höhe nicht vertrug und keinen Mucks mehr von sich gab.

Außerdem wollten wir ein paar Dinge, die wir nicht unbedingt unterwegs benötigten, in Leh bei Helgas Freunden in Lingshed Labrang deponieren.

Unser erster Besuch galt somit der Gompa in Leh. Da hier Mönche aus den umliegenden Klöstern ihren Dienst verrichteten, hoffte Helga, vielleicht jemanden zu treffen, den sie kannte. Wir hatten Glück. Tsering Dorje, ein Mönch aus Lingshed hielt gerade eine Puja. Er

ist der jüngere Bruder von Thundup Dorje, dem Familienoberhaupt unserer Gastfamilie in Gongma vom letzten Jahr.

Als wir ihm von unserem Vorhaben, durchs Tsarap-Tal zu wandern, berichteten, hielt er gleich noch eine Puja, nur für uns. Wir hockten uns neben den Mönch und hörten seinem eindringlichen Singsang aufmerksam zu, der mit rhythmischen Gongschlägen bekräftigt wurde. Nun durfte ja nichts mehr schief gehen, Buddha war mit uns.

Am Nachmittag war im Rahmen des Ladakh Festivals ein Polo-Spiel angekündigt. Ich hatte noch nie ein Polo-Spiel gesehen. Wir setzten uns unter die Tribüne am Spielfeldrand und harrten der Dinge, die da kommen würden. Zuerst kamen die Ehrengäste, ranghohe indische Militärs und Politiker mit Familien nahmen unter Geleitschutz auf den Ehrenplätzen, die ihnen zugewiesen wurden, Platz. Dann kam der Schiedsrichter, ein grauhaariger Ladakhi auf einem kleinen wendigen Pferdchen. Zum Schluss erschienen die Spieler auf ihren Pferden, eine Mannschaft in blauen Trikots, die andere in roten. Ich hatte von den Spielregeln nicht viel Ahnung, wusste nur, dass ein Ball mit Hilfe von Holzschlägern beim Gegner ins Tor bugsiiert werden musste. Was wir nicht wussten, war die Tatsache, dass unsere Sitzplätze auf der untersten Stufe der Tribüne ziemlich ungeschickt gewählt waren. Kullerte der Ball in unsere Richtung, stürzte ihm die Meute der Spieler in rasendem Galopp hinterher.

Uns blieb nichts weiter übrig, als in ebenso rasantem Tempo zusammen mit den anderen Zuschauern unser Heil in der Flucht auf den oberen Rängen zu suchen. Was der Rest der Zuschauer besonders lustig fand. Nach drei bis vier solcher Attacken hatten wir genug und suchten uns ein Plätzchen, von dem wir das Spiel aus sicherer Entfernung bis zum Ende verfolgen konnten.

Nach einem Spaziergang zur Sankar Gompa, einer Klosteranlage bei Leh besuchten wir am Abend Imil. Helga lernte ihn auf einer früheren Ladakh-Reise kennen. Imil ist ein Händler aus Srinagar. Er hat sich auf Antiquitäten aus Tibet spezialisiert. Sein kleiner Laden quillt förmlich über von Ketten, Türkisen und anderen seltenen Steinen, Medaillons, Messern, Haushaltsgegenständen, Reliquien usw. usw. Noch im letzten Jahr hatte er sein Geschäft am Main Bazar auf der Seite gegenüber, aber er musste umziehen, wie er sagte. „Die Miete war nicht mehr zu bezahlen“, beklagte sich Imil. Im Gegensatz zu vielen anderen Kaschmir-Händlern in Leh machte es ihm Freude, einfach mit den Leuten über Gott (Allah) und die Welt zu reden. Er zeigte zwar stolz seine Kostbarkeiten, versuchte uns aber nichts aufzuschwätzen. Wir hätten uns die Sachen vermutlich eh nicht leisten können. In Leh ist Imil nur noch bis Mitte Oktober, dann würde er nach Delhi gehen, von dort nach Nepal und schließlich nach Goa und Darjeeling. Immer den Touristen folgend. Erst wenn diese im nächsten Sommer nach Ladakh kommen, ist auch er wieder am Main Bazar und bietet seine Waren feil.

Der nächste Tag stand im Zeichen der Kultur und der Akklimatisierung. Im Rahmen des Ladakh-Festivals fanden jeden zweiten Tag Maskentänze in der Gompa statt. „Mönche aus dem Nubra-Tal machen das“, sagte Tsering Dorje. Auf den Steinstufen gegenüber der Gompa saßen schon viele Ladakhis, wir hockten uns dazu und warteten. Touristengruppen kamen und hockten sich auf die Treppen vor der Gompa und verstopften so den Weg der Tänzer. Nach einigen Bitten und Zureden durch die Ordnungshüter hatte endlich auch der letzte Tourist kapiert, dass die Mönche nicht über sie hinweg fliegen könnten, um auf den Klosterplatz zu gelangen. Im Vergleich zum Klosterfest von Stok im Winter gingen die Ordnungshüter sehr behutsam mit den Besuchern um. Damals sprach der Knüppel eine sehr deutliche Sprache, die jeder sofort verstand. Eine Gruppe Mönche lief eine Ehrenrunde auf dem Klosterplatz mit dem Bild des Dalai Lama auf ihren Schultern. Das

Foto bekam anschließend einen Platz im Schatten unter dem Klosterdach, dann konnten die Tänze beginnen. Unter ohrenbetäubenden Getöse, Getröte und Geklapper wirbelten die Tänzer über den Klosterplatz. Wie immer ging es bei den Tänzen um den Sieg des Buddhismus über den Geisterglauben. Nur schien es sich dieses Mal um die Kurzfassung zu handeln, es waren ja auch keine richtigen Cham-Tänze, sondern lediglich Auszüge für das Touristen-Festival. Nach 2 Stunden hatte der Buddhismus sein Ziel erreicht und jeder konnte glücklich seiner Wege gehen.

Unser Weg führte zur Festung und zur Maitreya-Gompa auf dem Namgyal-Tsemo-Hügel ("Sieges-Hügel"). Für uns eine ideale Gelegenheit, uns mit der Höhe vertraut zu machen. Streckt sich dieser Hügel doch immerhin rund 4000 m hoch. Die Festung aus dem 16. Jh. ließ König Tashi Namgyal (1555-1575) errichten, auf den Fundamenten einer noch älteren Burg. Gebetsfähnchen flatterten unter einem strahlend blauen Himmel im Wind. Die Gompa war abgeschlossen. Wir waren leider zu früh, denn beim Abstieg kamen uns die Maskentänzer aus dem Nubra-Tal entgegen. Auch sie wollten der Gompa einen Besuch abstatten. Wir mussten uns beeilen, hatten wir doch Tsering Dorje versprochen, um halb vier mit ihm zur Lamdon Model School zu gehen. Dort wollten wir Dechen Angmo besuchen, Helgas Patenkind. Die Lamdon Model School ist eine buddhistische Privatschule, die sich durch Spenden finanziert. Hier haben Kinder der armen Landbewohner die Möglichkeit, eine qualitativ bessere Ausbildung zu bekommen als in den staatlichen Schulen Ladakhs. Helga sponsert das Mädchen schon 10 Jahre lang. Sie geht jetzt in die 10. Klasse.

Die Kinder übten gerade einen Tanz zum Parents' Day ein. Der Direktor verfolgte ihre Darbietung mit kritischem Blick. Tsering Dorje hatte Äpfel und Aprikosen dabei, die er Dechen Angmo und ihrem jüngeren Bruder Gyrmel schenkte. Auch er geht hier zur Schule. Der Kleine verteilte die Früchte ohne einen Augenblick zu zögern auch an seine Mitschüler. Die Ladakhis scheinen eine andere Einstellung zum materiellen Besitz als wir zu haben, dachte ich mir. Besonders scharf waren die Kinder auf meine Fotos von unserer Tour auf dem Chadar vom letzten Jahr. Voller Ehrfurcht betrachtete Dechen Angmo ihren Bruder Chamba, der uns damals über den Zanskar führte. Auf unserer jetzigen Tour würde uns kein Chamba führen, wir waren auf uns allein gestellt. Ich hatte ein Taxi bestellt, das uns morgen bis zur Whisky Bridge bringen würde. Darauf mussten wir anstoßen. Nicht mit Whisky aber bei „Kingfisher“ und „Godfather“-Bier aus dem IbeX-Hotel ließen wir den Tag ausklingen.

4. Es geht los

Punkt sieben Uhr am Morgen stand Nawang Aldan, unser Fahrer, ein untersetzter Ladakhi aus Tingmosgang, vor unserem Guesthouse. Wir verstaute unsere Rucksäcke im Kofferraum, dann ging es los. Wir folgten dem Indus stromaufwärts. Der Fluss führte erstaunlich viel Wasser, wie mir schien. „Vor zwei Wochen war es noch mehr“, kommentierte unser Fahrer dies. Ein Großteil der Wassermengen geht noch auf das Konto der ungewöhnlichen Regenfälle im August.

Als wir das Industal kurz hinter dem Ort Upchi verließen, verschlechterte sich der Zustand der Straße zusehends. Erdbeben hatten die eh schon schmale Asphaltdecke komplett verschüttet. LKW-Räder hatten tiefe Furchen im Geröll hinterlassen, Rinnen, durch die wir nun holperten. Von Zeit zu Zeit tauchten gelbe Steintafeln am Straßenrand auf. Mit lustigen Fersen versuchten sie dem Himalaja-Fahrer ins Gewissen zu reden. „ALWAYS

EXCEPT THE UNEXCEPTABLE" oder „SPEED IS A KNIFE THAT CUTS YOUR LIFE“, „THREE ENEMIES OF ROAD – LIQUOR, SPEED AND OVERLOAD“ und „DON'T BE GAMA IN THE LAND OF LAMA“, konnte ich zum Beispiel auf den Steinplatten lesen. Was hieß nur „Gama“?

Arbeiter der Straßenbaugesellschaft HIMANK, meist aus Bihar, Südindien oder Nepal, hockten mit Schaufeln und Spitzhacken am Straßenrand, wollten Feuer. Wir rauchen nicht. In langen Schleifen schraubte sich unser Taxi bis auf 5317 m hoch. Wir standen auf dem Taglang La. Nach dem Kardung La ist er der zweithöchste befahrbare Pass der Welt. Ich hinterließ eine Pfütze auf der Wasserscheide und spürte wieder das typische Kribbeln in Armen und Beinen, das immer dann kam, wenn ich zu hoch hinaus wollte. Hier am Taglang La war ich eindeutig zu hoch und war erleichtert, als wir wieder runter fuhren. Über ein Hochplateau ging es nach Pang. Ein Ort, der aus Militärzelten, parkenden Lkws und einer Passkontrolle bestand. Unser Fahrer kümmerte sich um die Formalitäten. Wir kauften in einem der Zelte „Sonams Restaurant“ was zum Essen. Vor allem aber mussten wir trinken. Kaum hatten wir einen Tee runtergespült, bestellten wir schon den Nächsten. Nach 3 Tee-Runden und einer Gemüsesuppe fuhren wir weiter. Die Landschaft wurde wieder felsiger. Gelbe Felsen, rote Felsen, unter uns gähnende Abgründe. In Haarnadelkurven mogelten wir uns zwischen stinkenden TATA-Lkws und Steilhängen durch. Unser Fahrer hatte ein Frühwarnsystem für knifflige Straßenabschnitte. Dann schaltete er nämlich sein Radio aus und es wurde still im Auto. Hatte er die Stelle passiert, dudelte die Musik wieder los.

Nach 8 Stunden sahen wir unter uns ein glitzerndes Band von türkisblauer Farbe, der Tsarap Chu. Wir waren unserem Ziel nahe. Die letzte Hürde präsentierte sich uns in 23 Serpentinaen, die runter ins Tal des Tsarap führten. Wie ein Formel-1 Fahrer rauschte Aldan nach unten. Wie frisch ausgekotzt stolperten wir um Punkt halb vier aus dem Auto und plumpsten auf unsere Rucksäcke. Unser Fahrer hatte es ziemlich eilig, wollte er doch heute noch zurück nach Leh. Wir verabschiedeten uns von ihm und versprachen ihn anzurufen, wenn wir in Lamayuru angekommen sind. Er würde uns dann wieder abholen. „Das ist noch richtiges Trekking was ihr macht“, meinte er anerkennend und verschwand in einer Staubwolke in Richtung Leh.

5. Tsarap Chu

Wir folgten ihm ein Stück auf der Straße. LKW-Fahrer winkten uns zu. Bald zweigte ein schmaler staubiger Pfad ab in Richtung Tsarap-Ufer. Der Untergrund wurde steiniger, das Ufer steiler und der Pfad mickriger, bis er ganz verschwunden war. Über Geröllbrocken stolperten wir am Fluss entlang. Nach einer reichlichen Stunde betraten wir wieder einen Weg, der von der Straße zu kommen schien. Wir folgten ihm bis zu einer verfallenen Hütte. Laut unserer Karte könnte das der Weiler Takh gewesen sein. Wir waren uns aber nicht sicher, denn laut Karte hätte am Südufer des Tsarap auch eine Straße verlaufen müssen, dort gab es aber nur Geröll, Büsche und Felsen. Wir bauten unser Zelt auf, holten die Schlafsäcke und den Kocher raus und wollten kochen. Doch unser Flüster-Kocher war anderer Meinung und blieb stumm. Da half kein Probieren, kein Auseinanderbauen und wieder Zusammensetzen, kein Fluchen und Drohen, es lies sich einfach kein Druck aufbauen. Mit ein paar Keksen und Müsliriegeln verkrochen wir uns in unsere Schlafsäcke und hofften, dass es sich unser Kocher über Nacht anders überlegen würde.

Er tat es nicht. Die Pumpe war anscheinend defekt und wir deprimiert. Auch Pumpenöl für das Pumpgummi half nicht. Was tun? Zurücktrampen und in Leh einen neuen Kocher kaufen, war eine Lösung. Das würde jedoch bedeuten, dass wir unsere Tour komplett umplanen müssten. Die andere Lösung grenzte schon an Survival: Feuer machen.

Ein paar Zweige und ein Schluck Benzin reichten und schon knisterte ein Feuerchen lustig unter dem Kochtopf. Zumindest solange, bis mir der Topf umfiel und sich sein Inhalt über den Flammen ergoss. Beim zweiten Versuch klappte es besser und bald schlürften wir unseren ersten heißen Tee.

Die neue Situation erforderte auch zusätzliche Überlegungen bei der Zeltplatzwahl. Reichten uns bisher Wasser und ein Platz, der einigermaßen eben war und Schutz vor dem Wind bot, brauchten wir nun auch noch Holz. Solange wir im Tal des Tsarap unterwegs waren, sollte das kein Problem sein. Ging es dann über die Pässe, würden wir uns vor Ort den Kopf zerbrechen, nicht jetzt.

Die Sonne schien und über unseren Köpfen dröhnte die Maschine nach Leh. Das Tal hatte sich geweitet und wir kamen gut voran. Das Wasser des Tsarap hatte eine milchige Farbe angenommen. Nach einer guten Stunde tauchen hinter den Geröllhängen drei Gestalten auf. Es waren Wanderer - eine Familie: Vater, Mutter und Tochter. Wie wir aus Deutschland. Der Unterschied bestand in ihrer Hautfarbe, sie waren deutlich brauner, und in ihrem Gepäck. Auf ihrem Rücken hüpfte nur ein kleiner Tagesrucksack. Das Hauptgepäck folgte ihnen auf dem Rücken von 5 Pferden. Sie kamen über einen Pass, der sich Marang La nannte, und wollten bis zum Ort Darsha. Da sie bereits 3 Wochen unterwegs waren, erklärte sich auch ihre Hautfärbung. „Wir mussten kreuz und quer durchs Zanskar-Gebirge“, sagte der Mann. „Denn das Markha-Tal war wegen Hochwasser gesperrt.“ Leider konnten sie uns keine Auskunft über unseren Weg geben, da sie die Route noch nicht kannten. Wir wünschten ihnen alles Gute und liefen weiter. Es sollte unsere einzige Begegnung mit Wanderern hier im Tal des Tsarap bleiben. Ihr Gepäck sahen wir eine halbe Stunde später. Zwei Ladakhis hatten die Deutschen als Horsemen gemietet. Die Gruppe wollte heute bis Sarchu, erreichbar ist der Ort über einen Weg, der ab der Whisky Bridge nur noch entlang der Straße verlief.

Unser Weg wurde zusehends spannender. Von Regenwasser ausgespülte Rinnen, tief in die Berghänge eingeschnitten, ärgerten mich. Auf losem Geröll balancierte ich über dem Tsarap-Fluss. Der Augustregen hatte dem Weg arg zugesetzt, wie mir schien. Stellenweise konnten wir einen Pfad mehr erahnen als sehen. Je weiter wir dem Lauf des Tsarap folgten, desto ekliger wurden die Regenrinnen. Steile harte Sandhänge mit losen Steinen an der Oberfläche, die mir jedes Mal meine Füße unter dem Boden wegzureißen schienen. Ich zermarterte mir permanent mein Hirn, was mich wohl nach der nächsten Biegung erwarten würde.

Das stresste gewaltig. Leider fanden dabei bei mir die bunten Felsen, die sich langsam gelb färbenden Büsche am Ufer des Tsarap und der strahlend blaue Himmel mit lustigen schneeweißen Wölkchen wenig Beachtung. Irgendwann hatte ich die Schnauze voll und wollte nicht mehr weiter. Helga hatte mit den Rinnen weitaus weniger Probleme als ich. Wir machten Pause, Helga nahm meinen Rucksack und brachte ihn über die Rinne und räumte die losen Steine aus dem Weg. Ich grummelte noch eine Weile vor mich hin und lief dann vorsichtig, mich auf die Stöcke stützend hinterher, wobei ich nicht so sehr in meinem Rucksack das Problem sah, sondern viel mehr in meinem Kopf. Trotz dieser Hindernisse kamen wir auf unserem Weg erstaunlich gut voran und erreichten am Abend des zweiten Tages ein Dorf.

Eine alte Frau schleppte gerade Futter für ihr Vieh zurück ins Dorf. „Satak“, sagte sie, als wir versuchten, den Namen des Dorfes herauszufinden. Dann winkte sie uns. Wir sollten mitkommen. Sie führte uns durch verwinkelte Gässchen zu einer Treppe. Vor der Tür des Nachbarhauses saß ein Opa. Auch er schien über unseren Besuch erfreut und winkte grinsend. Sie stellte ihren Futtersack ab und verschwand im Haus. Wir folgten ihr. Es war stockfinster, als wir eintraten. Am Ziegenstall vorbei ging es in die Küche des Hauses. Die Alte holte zwei Tassen aus einem Regal und stellte sie vor uns auf ein kleines Tischchen. Dann kramte sie aus einer Ecke eine Plastikflasche mit einer grauen trüben Flüssigkeit. Auf dem Flaschenboden schwammen Getreidekörner. Sie schüttelte die Flasche und goss uns den Inhalt durch ein Sieb in die Tassen. Ich kannte das Gesöff schon von unserer Tour auf dem Chadar. Es nannte sich Chang und ist ein alkoholisches Getränk, gebraut aus Gerste. Neu war jedoch, dass uns die Oma noch eine Büchse voll Gerstenmehl, Tsampa genannt, reichte. Mit deutlichen Zeichen bedeutete sie uns, dass das Mehl in die Tassen mit dem Chang gehörte. Vorsichtig streute ich einen kleinen Löffel voll hinein. Ungläubige Blicke trafen mich. Dann zeigte sie mir, wie man das hier in Satak macht. Sie kippte soviel von dem Mehl in die Tasse, dass aus dem Getränk ein dicker Brei wurde und ich mein „Ladakh-Bier“ nun essen konnte.

Nun gesellte sich der Opa von draußen zu uns in die Küche. Ihm schien es nicht gut zugehen. Immer wieder zeigte er auf seine Brust. Vermutlich hatte er Schmerzen. Er erkundigte sich nach unserem Weg. Wir wollten erst mal über den Goltunta La weiter bis nach Shade, das letzte Dorf vor dem Zanskar-Tal.

Den Pass kannte der Opa. „Monelih, Tichip, Gormoche“, zählte er die Orte auf, durch die wir noch kommen würden. Er kam aus Murshun, einem Dorf am Südufer des Tsarap. Es wunderte mich, dass er Murshun nicht erwähnte. Laut unserer Beschreibung aus dem Buch „Hiking in Zanskar & Ladakh“ hätten wir vor Murshun auf das Südufer des Tsarap wechseln müssen und hinter Murshun wieder auf das Nordufer. Der Opa schien aber überzeugt zu sein, dass wir nicht durch sein Dorf gehen müssten, was er durch heftiges Kopfschütteln bekräftigte.

Es fing bereits an zu dämmern, als sich noch ein Mann zu uns gesellte. Wie es schien, war es der Hausherr. Er zeigte uns, wo wir unser Zelt aufbauen durften und lud uns anschließend zum Abendessen ein. Es war bereits dunkel. Im Herd knisterte schon ein Yakfladen-Feuer und auf dem Ofen stand ein Topf Reis. In einem Zweiten köchelten Linsen. Wir bekamen Buttertee und Tsampa. Die Frau kümmerte sich ums Essen, der Mann betete und ich spielte Laterne. Mit meiner Stirnlampe war ich den Ladakhis äußerst hilfreich, wie es schien. Sparten sie doch auf diese Weise Batterien. Eine Solaranlage, wie ich sie von den Dörfern im Zanskar-Tal kannte, konnte ich hier nicht entdecken.

Beim Bezahlen am nächsten Morgen gab es ein kleines Missverständnis. Die Hausfrau war gerade im Begriff, das Dorf zu verlassen. Sie wollte in die Berge zu den Yak-Nomaden. Wir bedankten uns noch einmal und gaben ihr 150 Rupien. Als wir dann schon gepackt hatten und in Aufbruchstimmung waren, kam der Hausherr und hielt auch noch mal die Hand auf. Es machte angesichts unserer geringen ladakhischen Sprachkenntnisse wenig Sinn ihm (auf Englisch) zu erklären, dass wir ja schon bezahlt hatten. Also bekam er auch noch mal 50 Rupien fürs Zelten, wie er sagte.

Der Weg hatte es wieder in sich. Mal war er steil wie ein Kirchendach, dann wieder flach wie ein Surfbrett. Mal ging es über ein Plateau, dann wieder an rutschigen Hängen entlang. Mal rauschte der Tsarap tief unter uns, mal hüpften wir über Geröllbrocken direkt am Ufer. Gegen Mittag erreichten wir ein paar Ruinen. Laut Karte könnte es Mone Leh gewesen sein. Bis hier kreuzte kein Wasser unseren Weg. Jetzt stand unsere erste

Bachquerung bevor. Für Helga war das nur Pipifax. Ich machte trotzdem ein Bild. Weiter ging es bergauf bergab dem Tsarap folgend. Schwarze, rote und ockerfarbene Felsen säumten sein Ufer. Wachholderbäume ragten ihre Kronen über den Abgrund. Am frühen Nachmittag erreichten wir eine Brücke. Der Weg teilte sich. Hier musste der Abzweig nach Murshun sein. Wir holten unsere Marzipanriegel aus dem Rucksack und machten erst mal Pause.

Sollten wir unserer Wanderbeschreibung vertrauen und über die Brücke weiter bis Murshun laufen, oder den Worten des Alten Glauben schenken und auf der Nordseite unseren Weg fortsetzen? Die Felsen warfen schon lange Schatten auf das Flusstal. Weit würden wir heute sowieso nicht mehr kommen. Für unseren Lagerplatz brauchten wir Wasser und Holz. Beides würden wir so schnell auf dem Weg nach Murshun nicht finden, denn der Weg führte von einem Hochplateau einen steilen Geröllhang hinauf. Der Weg auf unserer Seite dagegen lief am Ufer des Tsarap entlang bis zu einem Fluss, dessen türkisblaues Wasser sich mit dem milchig grauen Wasser des Tsarap vermischte. Laut unserer Karte musste das der Zara Chu sein, der größte Nebenfluss des Tsarap auf unserer Strecke. Wenn wir dort weiterliefen, mussten wir den Zara Chu queren. Von einem Dorf Tichip, welches der Alte erwähnt hatte, war nichts zu sehen. Da Eselsbollen unseren Weg markierten, entschlossen wir uns, auch diesem weiter zu folgen und nicht über Murshun zu laufen. Am gegenüberliegenden Ufer des Zara Chu hatten wir genug Holz, um zu lagern.

Der Zara Chu war zwar breit aber zum Glück nicht tief. Helga ging als Erste durch den Bach, ich lief zurück zur Brücke, da ich meine Mütze verloren hatte. Als ich wieder am Zara Chu war, begleitete mich Helga auf die andere Seite. Das Wasser reichte uns bis kurz über die Knie. Zur Schneeschmelze oder nach langen Regenfällen konnte ich mir aber bildhaft vorstellen, dass hier kein Durchkommen mehr war. Dann blieb vermutlich nur noch der Weg über Murshun. Auf der anderen Seite brauchten wir nicht lang zu suchen. Es gab genügend flache Stellen für unser Zelt. Holz und Wasser gleich daneben. Da wir eh schon bis zu den Knien nass waren, bot sich ein Badetag förmlich an. Frisch und wohlriechend hockten wir an unserem Feuerchen und aßen ungarisches Rindfleisch mit Nudeln.

Wir hatten es am nächsten Morgen nicht sonderlich eilig aufzubrechen. Gegen halb neun hatten wir unsere Sachen verstaut und folgten dem Pfad nach Westen. Der Weg zog sich an den Hängen entlang und hielt anfangs keine bösen Überraschungen für uns bereit. Nach etwa 3 Stunden kamen ein paar vereinzelt Häuser in Sicht. Sollte das schon Kormoche sein? Wir waren uns nicht sicher, es sah mehr nach einem Yak-Camp aus. Alles schien verlassen und öde. Hinter den Häusern sprudelte ein Bach aus einer Schlucht hervor, die nach Norden führte, ein Stupa markierte den Eingang. Wir hockten uns auf einen Stein am Ufer des Baches und aßen etwas. Auf der anderen Seite des Baches ging es steil bergauf. Wir standen wieder auf einem der für den Tsarap typischen Plateaus. Der Weg schien sich im Nichts aufzulösen. Aber ein Steinmann markierte eine Stelle am Fuß eines Geröllfeldes. Sollte es dort oben weitergehen? Es schien die einzige Möglichkeit zu sein. Also stolperten wir los. Auf der anderen Seite des Tsarap kamen Häuser in Sicht. Ein Dorf direkt am Ufer des Flusses. Die Häuser waren zum Teil auf den Felsen über dem Wasser gebaut. Leider ließ sich keine Menschenseele blicken. Helga fand das sonderbar. „Zu dieser Zeit müssten doch die Leute auf den Feldern arbeiten“, sagte sie. Aber in dem Dorf war alles ruhig. Unser Weg war nun gänzlich verschwunden, nicht einmal Steinmänner konnten wir ausmachen. Vor uns ragten glatte Felsplatten in den Himmel. Mir reichte es wieder einmal. Helga wollte den Geröllhang noch umgehen, um zu schauen, wie

es weiter ging. Sie schnappte meinen Rucksack und lief los. Ich hockte mich auf einen Stein und wartete.

Nach ungefähr einer Stunde kam sie zurück. „Hinter dem Geröllhaufen ist ein Stupa und dann kommt wieder ein Plateau, wo der Weg auch wieder gut zu sehen wäre, meinte sie. Also raffte ich mich wieder auf und folgte ihr. Das Geröll wechselte von groben Steinen in feinen Sand. Bei jedem Schritt gab dieses Zeug unter den Füßen nach und rutschte den Abhang runter. Eigentlich hätte ich wieder fluchen müssen, aber ich tat es nicht. Es machte mir sogar irgendwie Spaß. Immerhin kam das Gelumpe nach einem Meter zum Stillstand. Helga mochte es dagegen überhaupt nicht.

Auf dem Plateau angekommen, betraten wir tatsächlich wieder einen gut sichtbaren Weg. Er führte uns zwischen Manimauern hindurch und vorbei an Wachholderbäumchen, an denen Gebetsfähnchen flatterten. Yak-Schwänze an langen Holzspießen wedelten im Wind herum. „108 sollen es sein“, sagte Helga. Das entspricht der Anzahl der Bände des Kanjur, der Sammlung buddhistischer Gebetstexte. Zu ihren Füßen lagen auf einem Steinhaufen Ziegenhörner, sogenannte Lha-thos, wie mir Helga erzählte. Der Ort hier musste wohl heilig sein, dachte ich mir. Zu unseren Füßen wuchs Yakfladen-Gras. Um einen Yakfladen spross junges Gras, der Fladen verrottete, lieferte so den Dünger, für die nicht verdauten Grassamen - und übrig blieb ein Grasing.

Die nächste Regenrinne rutschten wir auf dem Hintern nach unten bis zum Tsarap-Ufer. Oben weiter zu laufen, schien mir zu gefährlich. Vor uns kam eine Hängebrücke in Sicht, die sich an der schmalsten Stelle über den Fluss spannte. War das die Brücke hinter Murshun? Wenn ja, hieß das: „Wir waren zu weit gelaufen“, dachte ich.

Der Weg ab der Brücke war erstaunlich gut ausgebaut. An den Wegrändern reihten sich Steine als Begrenzung. Doch schon hinter der nächsten Wegbiegung war endgültig Schluss. Erdbeben hatten den Pfad komplett verschüttet. Es war schon spät, ich hatte keine Lust mehr weiter zu laufen und hatte auch den Verdacht, dass wir am Abzweig zum Goltunta-Pass vorbeigelaufen waren und uns daher am Eingang zur Tsarap-Schlucht mit ihrem berüchtigten Felsenweg befanden. Der Charakter des Felsenweges war laut unserer Wegbeschreibung vom Gemütszustand des Wanderers abhängig: „...der Felsenweg, welcher dich hoch erfreut oder in Schrecken versetzt...“, las ich dort. Da mein Gemütszustand eh schon arg strapaziert war, tippte ich von vornherein auf Letzteres.

Wir beschlossen, am Tsarap unser Zelt aufzubauen, um dann morgen mit Karte, Kompass und Satellitenfotos unseren Standort zu bestimmen. Da wir keine Missweisung für die Gegend hatten, vertraute ich meinem Kompass nur bedingt. Unser Google-Earth-Bild dagegen zeigte überdeutlich, dass wir uns bereits hinter dem Abzweig zum Goltunta La befanden. Die Geländeform auf dem Foto passte haargenau in die Landschaft vor Ort. Ein tiefer Einschnitt dominierte die Bergkette auf unserer Uferseite und genau diesen Einschnitt erkannten wir auf dem Foto wieder. Wir mussten zurück bis zu dem Tal, in dem der Stupa stand und wir tags zuvor Mittagsrast gemacht hatten.

6. Goltunta La

Punkt 7:00 Uhr brachen wir auf. Noch einmal forderte das Tsarap-Tal all unsere Kräfte. Da ich keine Lust hatte auf den Weg von gestern, liefen wir soweit wie möglich am Ufer entlang, bis uns ein Steilhang Einhalt gebot. Ein paar Meter über uns zog sich das uns bekannte Plateau mit den Manimauern am Fluss entlang. Da mussten wir hin.

Steine rutschten unter meinen Füßen weg, zitternde Hände klammerten sich an wacklige Geröllbrocken, mehr, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen als Halt zu finden. Auf allen Vieren robbte ich den Hang hinauf und fiel oben erschöpft auf den Pfad. Ein blödes Lachen kam über meine Lippen, ich hatte es geschafft. Helga folgte mir. Der Rest des Weges kam mir nun wie ein Spaziergang vor. Über Stellen, wo ich gestern noch die Krise bekam, hüpfte ich jetzt spielerisch hinweg. An dem Stupa angekommen, machten wir erst mal Pause. Es war an der Zeit, dem Tsarap Lebewohl zu sagen. Vor uns oder besser über uns lag der Goltunta-Pass 5150 m hoch.

Wir folgten dem Bergbach an dem Stupa vorbei in eine Schlucht. Zu beiden Seiten ragten rote Felsen bis zu den Wolken. Nach einer dreiviertel Stunde verlässt der Pfad die Schlucht und windet sich einen Steilhang hinauf. Für uns war hier die letzte Möglichkeit, unsere Wasserflaschen aufzufüllen. Laut der Wanderbeschreibung gab es oben kein Wasser mehr. Wir würden heute also nicht kochen. Wir hatten insgesamt 5 Wasserflaschen aufzufüllen. Eine große 1,5 l Flasche und eine kleinere 1 l Flasche sowie zusätzlich noch 3 Faltflaschen mit je 1 Liter Inhalt. Das machte zusammen 5,5 Liter Wasser. Das musste uns bis morgen reichen. Nach etwa 1 Stunde Aufstieg erreichten wir ein Plateau.

Mir vielen ein paar Stellen im Boden auf, die deutlich heller waren als die Umgebung. Die Erscheinungen erinnerten uns an ausgetrocknete Salzseen. In der Mitte wuchsen runde Büsche. Über unseren Köpfen kreiste ein Geier. Der Pfad verließ das Plateau und zog sich linker Hand einen Hang hinauf, nicht sehr steil, jedoch stetig ansteigend. Je höher wir kamen, umso kälter wurde es. Ein scharfer kalter Wind blies uns ins Gewissen, doch die Goretex-Jacken anzuziehen. Bald ließen wir jegliche Vegetation unter uns und liefen über braune Schotterhänge. Von weiten konnten wir schon den Pass ausmachen, würden ihn heute jedoch nicht mehr erreichen. In einer Mulde unterhalb des Goltunta La bauten wir neben einer Wasserpfütze unser Zelt auf.

Mit Wasser hatten wir hier oben nicht gerechnet. Wir trauten ihm aber nicht so recht und tranken lieber unser Wasser, das wir mit heraufgeschleppt hatten. Der Wind hatte aufgehört zu blasen, trotzdem war es kalt und es fing sogar an zu schneien. Da war es das Beste, sich ins Zelt zu verkriechen und den Schlafsack bis unter die Nasenspitze zu ziehen. Beim Schlafsack klappte das Zuziehen ohne Probleme, beim Zelt leider nicht. Der Reisverschluss ärgerte mich. Kaum hatte ich ihn ein paar Zentimeter geschlossen, ging er am Ende schon wieder auseinander. Da war ich nun schon seit über 10 Jahren mit Hilleberg in den Bergen unterwegs, doch ausgerechnet im höchsten Gebirge der Erde versagte der Reisverschluss. Vermutlich lag es an dem feinen Staub, der hier ständig präsent war und nicht nur unsere Nasenschleimhäute ärgerte, sondern auch Reisverschlüsse. Etwas Creme löste unser Problem, zumindest vorübergehend.

Ich staunte nicht schlecht, als Helga aus ihrem Fressbeutel ein Päckchen Landjäger-Würste als Überraschung hervorzog. Derart gestärkt sollte der Pass morgen kein Problem darstellen.

Ein Problem war der Pass auch nicht. Trotzdem brauchten wir am nächsten Morgen noch rund 2 Stunden, bis wir auf dem Goltunta La standen. Die dünne Luft und das Gewicht unserer Rucksäcke ließen uns halt nicht wie Ibex-Antilopen die Berge hinaufjagen. Außerdem hatte der Wind die Gebetsfähnchen umgeworfen, die uns sonst immer als Zielpunkt dienten. Am Horizont reihten sich die namenlosen 6000er Gipfel des Zanskar-Gebirges. Wir stellten die Fähnchen wieder auf, sodass sie flattern konnten und die Dämonen in den Tälern ihren Frieden hatten.

Weiter ging es auf schmalen Schotterpfaden zu einem kleinen Plateau mit dem Namen Izoah. Tief unter uns leuchtete einer der Tok Phu-Seen im Sonnenlicht. Eigentlich hatten

wir geplant, an diesen Seen einen Ruhetag einzulegen. Doch da wir durch das Tsarap-Tal 2 Tage länger brauchten als vorgesehen, entschlossen wir uns, gleich weiter in Richtung Shade, einem Bergdorf im Niri-Chu-Tal zu gehen. Hinter dem Izoah-Plateau stieg der Weg an zum Nialo Kontse La, einem Pass etwas kleiner als der Goltunta La. In einem Ziegenschädel steckten ein paar Holzstangen, an denen Gebetsfähnchen und Katakas, seidene Glücksschals, flatterten. Zwischen roten, gelben und orangefarbenen Zoah-Büschen leuchteten die weinroten Blätter des Himalaja-Rhabarbers. Der Rhabarber ist in Zanskar ein beliebtes Gemüse. Die Zoah-Sträucher dagegen werden als Viehfutter gesammelt und auf den Dächern der Häuser gelagert.

Helga sah sie zuerst, kleine schwarze Punkte bewegten sich langsam hin und her zwischen den bunten Sträuchern. Es waren meine ersten echten Yaks, die ich zu Gesicht bekam. Die Dzos, die ich im Winter bei Leh gesehen hatte, sind ja Kreuzungen aus Yaks und Hausrindern.

„Yaks mögen keine roten Mützen“, sagte Helga, um mich zu ärgern. Ha, ha, dachte ich. Immerhin tragen doch Mönche auch rote Mützen, einige zumindest. Trotzdem nahm ich meine Mütze vom Kopf und steckte sie in die Jackentasche.

Neugierig glotzten die Yaks zu uns herunter. Auf einem kleinen Plateau setzten wir unsere Rucksäcke ab, Helga fotografierte die Herde, und wir tranken den Rest aus unseren Wasserflaschen. Die Tiere standen wie zu einer Schlachtordnung formiert an der Hangkante. Mir war es lieber, die Viecher vor mir statt im Rücken zu haben. Das schienen sie gehaut zu haben, denn plötzlich galoppierten sie den Hang hinunter an uns vorbei, um ein Stück weiter unten mit ein paar Pferden Gesellschaft zu schließen. Wir gesellten uns zu den Besitzern der Pferde. Eine Touristengruppe aus Frankreich mit ihrem Guide, 3 Zanskari-Trägern und einem Mönch aus dem Kloster Karsha, hatte an einer Quelle ihr Lager eingerichtet. Seit unserem Start vor 6 Tagen waren dies die zweiten Wanderer, denen wir auf unserer Tour begegneten. Sie wollten unsere Tour in umgekehrter Richtung laufen. Gestartet waren sie in Padum, ihr Ziel war der Tsomoriri-See. Heute kamen sie von Shade, unserem morgigen Etappenziel.

Bei heißer Schokolade und Keksen tauschten wir Tipps über den Weg aus. So erfuhren wir, dass wir morgen über einen weiteren Pass bis Tantak laufen müssten, den man von hier oben gut einsehen konnte. Die Normalroute durch das Niri-Tal war aufgrund einer zerstörten Brücke nicht möglich. Von dort wäre es dann kein Problem mehr bis nach Shade. Der Weg zum Stongde La sei auch kein Problem sagte der Karsha-Mönch. Das klang doch schon mal gut. Immerhin ist jetzt klar, dass der Wasserstand die Tour durch das Tal des Shingri Chu erlaubte. Trotzdem überlegten wir uns, jemanden als Guide in Shade anzuheuern, der uns bei den zahlreichen Flussquerungen behilflich sein sollte.

7. Shade

Der Aufstieg zum Pass nach Tantak am nächsten Morgen gestaltete sich anstrengender, als ich es mir vorgestellt hatte. Der Hang war nicht sonderlich hoch, aber extrem steil und sandig. Machten wir einen Schritt nach vorn, rutschten wir einen halben wieder zurück. Am Boden lagen Belemnitenreste herum, fossile Schwanzenden urzeitlicher Tintenfische. Daraufhin taufte ich den Pass kurzerhand Fossilienpass. Oben angelangt sahen wir schon die Häuser von Tantak. Es dauerte aber doch noch fast zwei Stunden, bis wir das Dorf erreichten.

Das Dorf besteht aus zwei Wohnhäusern, einer Gompa und mehreren Tierställen. Vor einem Haus hockte eine ältere Frau und winkte uns zu. Vor dem anderen standen zwei Männer, auch sie winkten und bedeuteten uns ins Haus zu kommen. Wir nahmen die Einladung an und folgten den beiden ins Haus. Auf der Dachterrasse durften wir es uns gemütlich machen. Zur Erfrischung gab es Tee. Die beiden Männer sind Brüder. Der Ältere lebt hier in Tantak und beaufsichtigt die Tiere, der Jüngere ist aus Shade, unserem Tagesziel.

Als wir vom normalen Tee zum Buttertee wechselten, gesellte sich auch noch die Frau zu uns. Sie ist die Tante der beiden Brüder. Somit schien das Dorf in Familienbesitz übergegangen zu sein. Lediglich um die Gompa kümmert sich ab und zu ein Mönch aus Phuktal, einem Kloster etwa einen Tagesmarsch weiter im Süden. Da der jüngere Bruder aus Shade kommt, packten wir die Gelegenheit beim Schopf und fragten ihn, ob er jemanden kennt, der uns auf dem Weg zum Stongde La begleiten könnte. „Fragt doch den Lehrer“, meinte er, „der kann vielleicht helfen, denn der spricht auch Englisch.“

Die Beiden wollten uns noch überreden, zum Essen zu bleiben, doch es war schon spät und wir wollten weiter. Doch den Schafsjoghurt mussten wir auf jeden Fall noch probieren. Für Helga stellte der Joghurt eine ihrer Lieblingsspeisen dar. Ob ich mich daran gewöhnen würde, konnte ich nach einem Schälchen noch nicht mit Sicherheit sagen.

Wir folgten dem Niri-Fluss stromauf bis zu einer Schlucht, die sich nach Osten erstreckte. Drei Tschörten markierten den Eingang, der dem Tor eines Dämonenpalastes ähnelte. Ein schmaler Pfad wand sich an den Felswänden ins Schluchtinnere. Tief unter uns gurgelte das Wasser des Shade-Baches, über uns verdeckten Felswände den Himmel. Es dauerte aber nicht lang und die Schlucht wich einem lieblichen grünen Tal. Das Tal weitete sich mit jedem Schritt. Der Weg schlängelte sich nun durch Gerstenfelder. Einige waren bereits abgeerntet, auf anderen hockten Bauern und rupften die Gerstestängel mit ihren Händen aus dem Boden. Den Eingang zum 95-Seelen-Dorf bildet ein Stupa. Gebetsfähnchen flatterten über uns im Wind. Die Bauern unterbrachen für einen Moment ihre Arbeit auf den Gerstefeldern.

Doch hier wächst nicht nur Ladakhs Grundnahrungsmittel Nummer eins, sondern es gedeihen auch Kartoffeln, Kräuter und Gemüse. Neugierige Blicke verfolgten unser Treiben. Im Gegensatz zu den Dörfern im Tsarap-Tal schien es hier von Menschen nur so zu wimmeln. Wir wurden nach unserem Weg ausgefragt. Vor einer Haustür stand ein Mann mit grauem Haar und bedeutete uns mit Hilfe von ein paar Brocken Englisch ins Haus zu kommen. Eigentlich wollten wir unser Zelt irgendwo in der Nähe des Dorfes aufbauen. Doch der Typ blieb hartnäckig und schließlich gaben wir nach.

Tsering Wandis, unser Gastgeber, ist nicht nur ein geschäftstüchtiges Bürschchen, sondern auch der Amchi von Shade. Also so was wie der Dorfarzt. Seinen Englischwortschatz verdankte er einem kleinen Büchlein, in dem er jedes Wort notierte, was er bei Touristen aufschnappen konnte. Wir hatten nun die ehrenvolle Aufgabe, ihn zu korrigieren, wenn etwas mit seinem Vokabular nicht stimmte.

Aus einem Nebenzimmer klangen dumpfe Laute zu uns herüber. Es waren Trommelschläge, begleitet vom Singsang eines Mönches. Dieser kam aus Phuktal und hielt gerade eine Puja. Buddhistische Figuren, aus Tsampa und Yak-Butter geformt, lagen in einem Regal. Stolz bot uns der Amchi ein Stück von einer der Figuren zum Kosten an. Heilig hin oder her: Das Zeug schmeckte schlicht und ergreifend fürchterlich.

Zwei der Dorf-VIPs hatten wir nun schon kennengelernt. Jetzt brauchten wir nur noch den Lehrer finden, dann hätten wir mit den wichtigsten Leuten von Shade Bekanntschaft geschlossen. Wir fanden ihn in einem Haus am Dorfeingang.

Thukjay Sonam, Anfang 30, arbeitete schon seit einem Jahr als Lehrer in Shade. Vorher hatte er einen Job in Lingshed, aber als Angestellter des Staates muss er an den Orten unterrichten, wo es gerade erforderlich ist. „Ich hoffe, dass ich in 2 bis 3 Jahren hier wegkomme“, sagt Thukjay. Im Moment sieht er seine Familie in Choglamsar bei Leh nur im Winter. So ab Mitte November verlässt er das Dorf in Richtung Zanskar-Tal über den 5140 m hohen Stongde La. Ende April oder Anfang Mai, sobald es die Schneeverhältnisse zulassen, kommt er zurück nach Shade. Er läuft dann meistens schon in der Nacht los bis etwa 10:00 Uhr morgens. „Solange ist der Schnee noch fest“, erzählt er uns.

Seine Schule hat 5 Klassen und 10 Schüler. Die Sprösslinge der Yak-Nomaden gehen meistens nicht zur Schule, bedauert der Lehrer. Die Kinder lernen neben dem Lesen und Schreiben auch Hindi und Urdu. Nach der 5. Klasse ist die Schulzeit vorüber oder - falls eine Familie Geld hat - schickt sie ihr Kind auf eine Privatschule in Stongde oder Padum.

Von Thukjay erfahren wir auch, weshalb uns in den Dörfern entlang des Tsarap keine Menschen begegnet sind. Die letzten Einwohner von Murshun, Kormoche usw. haben ihre Dörfer im Frühjahr verlassen. Bei Sarchu an der Straße Leh – Manali versuchen sie sich nun eine neue Existenz aufzubauen. „Sie haben gutes Land gegen Schlechtes eingetauscht“, kann Thukjay diesen Entschluss noch heute nicht verstehen.

Die Abgeschiedenheit der Dörfer war wohl der Grund für diesen folgenschweren Schritt. Zuerst sind die reichen Bauern weg. Das war der Beginn des Zerfalls der Dorfgemeinschaft. Die Ärmeren meinten daraufhin, dass ihnen nichts weiter übrig blieb, als ihre Felder und Häuser im klimatisch begünstigten Tal des Tsarap Chu ebenfalls aufzugeben. Das erklärte auch den zum Teil katastrophalen Zustand der Wege. Es ist ja niemand mehr da, der sich um den Erhalt der Pfade kümmert – und keine Pferde-Karawane trampelt den Weg immer mal wieder fest. Falls nicht weitere Touristen wie wir das Tal des Tsarap Chu für sich entdecken, wird es in Vergessenheit geraten und in Zukunft kaum noch passierbar sein.

Leider kennt auch Thukjay niemanden, der uns durch das Shingri Tal begleiten könnte. Denn alle Männer des Dorfes hätten gerade mit der Ernte zu tun. Und die Pferde würden alle gebraucht, um die Yak-Camps zum jetzigen Saisonende aufzulösen. „Wisst ihr was“, sagte er nach einer kurzen Denkpause, „ich komme mit.“ Wir fragten ihn, ob das so einfach geht. „No problem“, war die Antwort. Viele Kinder helfen bei der Gerstenernte. Die Schule wird für drei Tage zu gemacht, und wir hatten einen sympathischen Guide, der das Shingri Chu-Tal wie seine Westentasche kannte. So einfach geht das in Ladakh.

8. Shingri Chu

Mit Chapatis vom Vorabend im Bauch ging es am nächsten Morgen zu dritt in Richtung Niri-Schlucht. Wir brauchten etwa eine dreiviertel Stunde bis zur Mündung des Shade-Baches in den Niri Chu. Eine schmale Brücke quert den Bach in schwindelnder Höhe. „Der Weg wurde vor drei Jahren verbreitert“, erzählte uns Thukjay. Früher sind an dieser Stelle regelmäßig Yaks in die Tiefe gestürzt. Denn die vordersten Tiere blieben meist stehen, um die Brücke in Augenschein zu nehmen. Die Hinteren aber schoben schon nach - und die vorderen Tiere wurden Richtung Abgrund gedrückt. Ich fand den Weg immer noch schmal. Einem Yak wollte ich hier mit Sicherheit nicht begegnen. Nach etwa 15 Minuten mussten wir zum ersten Mal ins Wasser. Wir wechselten unsere Schuhe. Für die Flussquerungen hatten wir spezielle schnell trocknende Halbschuhe dabei. Thukjay lief barfuß durch den Fluss. Für ihn seien unsere Flussschuhe unnütze Dinge, grinste er. Im Laufe des Tages

sollten wir noch erfahren, was wir außerdem noch an unnützen Dingen seiner Meinung nach mit uns schleppten. Dazu zählten unsere Fotoapparate, der Kocher (was dieses Mal stimmte, wir trugen ihn schon seit 10 Tagen durch den Himalaja spazieren.), selbst unser Zelt war für ihn entbehrlich. Ein Feuerzeug zählte jedoch zu den unentbehrlichen Dingen, wie es schien. Da Thukjay keins hatte und wir ja noch ein Ersatzfeuerzeug besaßen, schenkten wir ihm eins. Ein Fehler, wie sich später herausstellen sollte.

In einem Yak-Camp mit dem Namen „Shaga ling“ kochten wir uns einen Topf voll Tee und aßen ein paar Riegel. Das Camp war verlassen. Erst wenn der Winter vor der Tür steht, kommen die Yaks von ihren Weiden hierher, um dann zurück nach Shade zu gehen, wo die Tiere überwintern. Und auch im Frühjahr wird der Platz aufgesucht. Weiter ging es über Plateaus und steile Berghänge unter Felsstürmen vorbei, bis wir am Nachmittag den Zusammenfluss vom Niri Chu und Shingri Chu erreichten. Jetzt wurde es ernst. Wir standen an der Schlüsselstelle unserer Tour.

Die nächsten 4 Stunden ging es nun durch das Tal des Shingri Chu. Liefen wir nicht gerade durchs Wasser, dann ging es über steile Geröllhänge oder Felsbrocken. Thukjay lief als Erster durchs Wasser, ich folgte ihm. Helga lief hinter mir. So hatte ich zwar die sicherste Position, nur zum Fotografieren kam ich nicht so richtig. Da mein Mut von Querung zu Querung stieg, setzte ich mich nach hinten ab und konnte nun unser feuchtes Abenteuer dokumentieren.

Thukjay schien nicht so viel Gefallen daran zu finden, ständig durchs Wasser zu laufen. Wo es ging, wechselte er aufs Trockene. Leider waren diese Abstecher nicht immer nach meinem Geschmack. Wenn mir seine und Helgas Balanceakte über steile glatte Felsplatten zu bunt wurden, wählte ich freiwillig meinen Weg durch den Fluss.

13 Mal mussten wir den Fluss queren. Bis zum Hintern reichte mir das Wasser an der tiefsten Stelle. Der Shingri Chu hatte um diese Jahreszeit fast seinen niedrigsten Wasserstand erreicht. Nur im Winter mag noch etwas weniger Wasser das Tal hinunter schießen. Das Wechseln der Schuhe hatten wir schon nach dem ersten Mal aufgegeben - es würde uns zu viel Zeit kosten. Es war unnütz, wie Thukjay schon sagte.

Gezackt wie Sägeblätter ziehen sich die Bergkämme parallel zum Flusstal. „Als der Fluss mal Hochwasser führte, sind wir zu viert dort oben über den Shingri La gelaufen“, erzählte uns Thukjay, „es war ziemlich gefährlich.“ Das glaubten wir ihm aufs Wort. Unser Weg wurde jetzt zunehmend einfacher. Das Tal weitete sich. Nach reichlich zwei Stunden trafen wir Ladakhis, die Weidenstöcke schnitten. Die Stöcke werden als Baumaterial für die Häuser eingesetzt. Aus Pappelzweigen bastelten die Männer Besen. Wir bekamen einen Buttermilchtee und durften uns mit ans Lagerfeuer hocken. Die Holzschnitter lagerten eineinhalb Stunden oberhalb in einem Yak-Camp das sie Salang tak tak (laut Karte: Salang Tatak) nannten. Es handelte sich um das Yak-Camp, an dem Helga vor 6 Jahren ihren Traum von einer Tour durch das Shingri Chu-Tal aufgeben musste. Wir erreichten es in der Dämmerung. Es wimmelte hier von Nomaden mit ihren Tieren. Übermorgen wollten sie die Yaks über den Stongde La ins Zanskar-Tal führen. Leider würden wir diesem Schauspiel nicht beiwohnen. Wir wollten schon morgen über den Pass.

Thukjay begleitete uns am nächsten Tag noch bis zur letzten Flussquerung. Es war mehr aus Höflichkeit, denn aus Notwendigkeit. Er hatte sein Gepäck bei den Nomaden in Salang tak tak gelassen. Als der Pfad das Tal des Shingri Chu verließ, sagten wir auch zu unserem Guide auf Wiedersehen. Mit dem Versprechen, seine Frau in Choglamsar zu besuchen und Grüße zu bestellen, stiegen wir auf zum Stongde La.

Der Pfad war nicht sonderlich steil, dafür hatten wir das Gefühl, entweder über Eisenbahnschotter oder Bauschutt zu laufen. Erst unterhalb des Passes lief es sich

angenehmer. Wie am Goltunta La gab es auch hier noch einmal eine Quelle kurz unterhalb des Passes. Oben angelangt piff uns ein kalter Wind um die Ohren. Er machte uns wenig Sorgen, denn die Sicht war gigantisch. Nach Norden riegelte ein gezackter Gebirgskamm den Horizont ab, im Süden leuchtete eine weiße Gletscherzunge. Tief unter uns zog sich das graue Band des Zanskar-Flusses entlang und winzig klein thronte das Kloster Stongde auf einem Felsbuckel. Zu diesem Kloster wollten wir. Im Schein der Abendsonne begannen wir den Abstieg. Murmeltiere huschten zwischen Grasbüscheln zu den Eingängen ihrer Behausungen. Bis zum Kloster würden wir heute nicht mehr kommen. Als es anfang zu dämmern, erreichten wir ein Yak-Camp oberhalb des Klosters.

Eine Gruppe von 4 Wanderern war gerade damit beschäftigt, eine der Nomadenhütten bewohnbar zu machen, indem sie eine Zeltplane über die Steinmauern zogen. Da wir hier oben kein Holz vorfinden würden, fragten wir die Vier, ob sie etwas warmes Wasser für uns hätten. Daraufhin wurden wir gleich zum gemeinsamen Kochen eingeladen. Bei den Vieren handelte es sich um Spanier, die mit einem Ladakhi-Horseman nach Darsha unterwegs waren. Der Horseman war noch unterwegs, um einen Weideplatz für die Pferde zu suchen. Heute Morgen waren sie in Pishu gestartet, hatten das Kloster Stongde besucht und wollten morgen bis Salang tak tak. Unsere Botschaft, dass ihnen morgen vermutlich eine Yakkarawane begegnen würde, ließ ihre Augen leuchten.

Als es bereits dunkel war, kam schließlich auch der Horseman zu uns. Er habe einen guten Platz für die Pferde gefunden, meinte er. Die Spanier waren gut drauf, sangen Lieder und erzählten von ihrem Treck. Wie wir sind sie an der Whisky Bridge gestartet, aber nicht durch das Tsarap Tal sondern hoch nach Hemis gewandert. Von dort nach Leh, dann weiter zum Kloster Lamayuru und nun sind sie über den Zanskar-Trek hier gelandet. Vom Stongde Kloster waren sie nicht sonderlich begeistert. „Die wollten gleich Geld“, sagte einer der Spanier, „wir waren noch nicht mal richtig zur Tür rein.“ Morgen war bei uns ein Besuch des Klosters Stongde geplant, und dann ging es zur Abwechslung mal auf der Straße weiter.

9. Zanskartal

Wir ließen den Spaniern noch etwas Benzin da und verkrochen uns in unserem Zelt.

Was das Stongde Kloster betraf, hatten die Spanier recht. Wir waren gerade mal auf dem Klosterhof angelangt und hatten unsere Rucksäcke abgesetzt, schon hielt uns ein kleiner Novize eine Tasse Buttermilch und einen Quittungsblock unter die Nase. Bisher kannte ich es, das man als Besucher eines Klosters Spenden hinterlassen konnte. Was wir auch gerne taten. Eine Aufdringlichkeit wie hier in Stongde hatten bisher weder ich noch Helga erlebt. So zogen wir weiter, ohne uns das Kloster von innen anzusehen.

Hatten wir auf den Pfaden im Gebirge mit Geröll, glattem Fels und rutschigen Sandhängen zu kämpfen waren es auf der Straße in Richtung Zangla andere Unannehmlichkeiten. Große Heuschrecken, wohin man trat. Zu Tausenden lagen sie auf oder neben der Straße. Die zermalmt Insekten wurden von den lebenden aufgeessen.

Später in Gongma erfuhren wir, dass das ganze Zanskartal um Padum – wie auch die Changtang-Gegend – in diesem Sommer der Heuschreckenplage zum Opfer gefallen war. Im Kloster Karsha wurden Pujas gehalten, um die Biester von den Feldern zu bekommen. Als weltliche Hilfe getarnt, verkauften skrupellose Händler den Bauern Chemikalien, die nicht nur die Heuschrecken, sondern ihre Ziegen, Schafe und Yaks gleich mit ins Jenseits beförderten.

An einem Straßenstein, dem noch der lustige Himank-Spruch fehlte, machten wir Mittag. Die Sonne brannte erbarmungslos auf den Schädel, und wir hatten die Nase vom Straßenlaufen gründlich voll. Etwa 11 km vor Zangla kam tatsächlich ein Jeep und nahm uns mit in die alte Hauptstadt des Königreiches Zanskar.

Wir hielten uns nicht lang auf, tranken einen Schluck Wasser und liefen weiter bis nach Honia einem kleinen Nomadendorf im Zanskar-Tal. Auf einem brachliegenden Gerstenfeld bauten wir unser Zelt auf. Zum Feuer machen musste heute kleines trockenes Gestrüpp herhalten, da es mit Holz nicht so gut aussah. Doch nach einer knappen Stunde hatten wir genug zusammen, um unser Abendessen kochen zu können. Ich bastelte eine Kochstelle und holte die Benzinflasche sowie unser Feuerzeug aus dem Rucksack. Dann schüttete ich wie immer einen Schluck Benzin über das Holz, um es anzuzünden. Doch das Feuerzeug in meiner Hand war kaputt. Helga hatte zwar noch Streichhölzer im Rucksack, aber keine Reibfläche, und das Anzünden eines Streichholzes an der Schuhsohle mag zwar in Westernfilmen funktionieren, hier im Zanskar-Tal klappte es jedenfalls nicht. Da wir die Survival-Kunst des Feuermachens ohne Hilfsmittel nicht beherrschten, mussten wir uns heute mit einem Topf voll Mousse au Chocolate zufriedengeben - und die Lösung unseres Problems auf Morgen verschieben. Wir hatten heute eine Touristen-Gruppe kurz hinter Zangla lagern gesehen, und Helga meinte, da müsste doch mindestens einer dabei sein, der ein Feuerzeug entbehren kann.

Die Lösung näherte sich denn auch in Form der Gruppe. 9 Franzosen mit ihren beiden Ladakhi-Guides, die sich auf der so genannten „Großen Zanskar Durchquerung“ befanden, einer Wanderung von Darsha nach Lamayuru durchs Zanskar-Gebirge.

Wir beeilten uns, zur Straße zu kommen. Helga fragte die Leute und tatsächlich fand sich ein Raucher, der sein Feuerzeug entbehren konnte. Wir durften es sogar behalten. Unser Abendmahl war wieder einmal gerettet.

Kurz hinter Honia führte eine Brücke über den Zanskar. Wir überquerten den Fluss, der im Gegensatz zum Winter schmutzig braunes Wasser führte. Das Dorf Pidmo ließen wir links liegen und liefen am Ufer bis zu einem Dorf, das Hanumil heißt. Die Franzosen überholten uns bald, da jeder von ihnen ja nur einen kleinen Tagesrucksack trug. Das schwere Gepäck wurde ihnen mit Maultieren und Pferden hinterher getragen.

Was im Tal des Tsarap völlig fehlte, gab es hier am Zanskar im Überfluss: wandernde Touristengruppen. Sie kamen uns entgegen oder überholten uns, voran die Horsemen mit ihren Pferden.

Obwohl wir aufgrund der Hitze und des Gewichts unserer Rucksäcke nicht gerade schnell liefen, erreichten wir Hanumil, drei Häuser und ein Campingplatz, gegen Mittag. Ein klarer Gebirgsbach plätschert unterhalb des Dorfes in den Zanskar. Zeit, um wieder mal uns und unsere Wäsche zu waschen. Die Franzosen hatten bereits ihr Tagesziel erreicht. Auf einem Campingplatz hinter dem Dorf mit kleinem Kiosk, der unter anderem Tee und Cola anbot, bauten sie ihre Zelte auf. Ladakhi droschen mithilfe ihrer Yaks vor dem Dorf die Gerste aus.

Wir entschieden uns, weiter zu laufen. Helga wusste von einem kleinen Wasser führenden Seitental kurz vor dem Aufstieg zum Parfi La. Nach Hanumil wurde der Weg wieder anspruchsvoller. Im Fels eingelassen, schlängelte er sich über dem Fluss entlang. Unter uns gurgelten die lehmigen Wassermassen. Die Straße auf der anderen Uferseite gab es bei Helgas letzter Tour hier im Zanskar-Tal noch nicht. Wie mit dem Lineal gezogen zog sie sich im Fels nach Norden, dem Fluss folgend. Am Ufer hockten indische Arbeiter und angelten.

Wir fragten uns, wie weit die Straße schon vorangetrieben sei. Ein lauter Donner ließ uns zusammenfahren. Eine Staubwolke schob sich über das Tal, kurz bevor unser Pfad in Richtung Parfi La hinaufkletterte. Straßenarbeiter sprengten gerade einen Felsen. Bis hier hatten die „Roadbuilders of Ladakh“ ihre Straße schon durch die Schlucht getrieben. Sie endete kurz vor der Mündung des Oma Tokpo-Flusses in den Zanskar. Wir rechneten uns aus, dass die Straße in zwei bis drei Jahren wohl das Dorf Nieraq erreichen müsste.

Ein LKW holte die Arbeiter ab, um sie zu ihren Unterkünften zu bringen. Zeit auch für uns, das Zanskar-Tal zu verlassen. Wir drehten uns nach Westen und folgten dem Weg hoch zum Parfi La Pass. Obwohl der Weg zum Parfi La der steilste unserer gesamten Tour war, bereuten wir unsere Entscheidung nicht, heute noch bis über den Pass zu laufen. Die Abendsonne brannte auf die Felsen am gegenüberliegenden Ufer des Zanskar, wir liefen im Schatten. Die Touristen morgen durften den ganzen Weg in praller Sonne laufen, wir beneideten sie nicht.

Bis runter ins Tal des Oma Tokpo schafften wir es nicht mehr. Bei einer Quelle an einer einigermaßen flachen Stelle bauten wir eine viertel Stunde unterhalb vom Pass unser Zelt auf und belohnten uns mit einem drei Gänge Menü bestehend aus Tomatensuppe, Balkanreispfanne und Tee.

Eine wackelige kleine Holzbrücke zieht sich über den Oma Tokpo, auf Deutsch „Milchfluss“ genannt, aufgrund seiner milchigen Farbe. Auf der gegenüberliegenden Seite zog sich der Pfad genauso steil hoch, wie er vom Parfi La hinabführte. Wir folgten dem Pfad nach Snertse einem Yak-Camp. Hier hatten diesen Sommer unsere beiden Chadar-Guides Chamba und Chospel einen Imbisstand betrieben. Leider hatten sie ihn vor nicht allzu langer Zeit aufgegeben und sind zurück nach Gongma gegangen.

Snertse selbst war kein schöner Platz, um zu verweilen. Wohin man tritt, lag Müll rum. Wir entschieden uns, ein paar Meter oberhalb am Ufer des Snertse-Bachs Mittag zu machen. Das ganze Tal sah arg mitgenommen aus. Die Regenfluten im August hatten hier ganze Arbeit geleistet. Bäume und Sträucher lagen unter einer dicken grauen Schlammschicht. Uferböschungen waren zum Teil weggespült. Der sich neu bildende Weg wechselte ständig die Uferseite. Ich hatte das Gefühl, hier weit mehr Bachquerungen zu machen als am Shingri Chu. Zum Glück war der Bach nicht sehr tief, und es lagen genug Steine im Bachbett, über die wir hüpfen konnten. So bekamen wir höchstens mal nasse Schuhsohlen.

Wir folgten dem Tal, das sich weiter oben zu einer Schlucht verengt, und erreichten schließlich ein karges Hochtal. Der Bach sprudelte über schwarzes Tongestein, links und rechts von ockergelben Berghängen flankiert. Immer wieder sahen wir Yak- oder Pferdeschädel im Wasser liegen. Warum die dort lagen, blieb uns ein Rätsel. Für mich jedenfalls hieß das Tal des Snertse-Baches – Tal des Todes.

Gegen 15 Uhr erreichten wir einen Platz mit einer erloschenen Feuerstelle und ein paar Ästen, die unsere „Vorgänger“ liegen gelassen hatten. Da Helga sich nicht daran erinnern konnte, dass es weiter oben Holz gibt, es uns aber zum Zelten noch etwas zu früh war, sammelten wir das herumliegende Holz ein, klemmten es unter die Gurte der Deckfächer unserer Rucksäcke und liefen weiter aufwärts. Ab jetzt bückten wir uns nach jedem Stück Holz, was uns vor die Füße kam. Nach einer Stunde reger Sammelleidenschaft kam eine halb zerfallene Hütte in Sicht. Vermutlich ein altes Yak-Camp, das nicht mehr genutzt wurde. Aus dem Dach ragten Holzstangen und Zweige. Helga begann sofort mit dem Abtragen des Daches, um unseren Feuerholzvorrat aufzustocken. Es dauerte nur wenige Minuten und wir hatten genug Holz, um ein ausgiebiges Festessen kochen zu können.

10. Lingshed

Die Sonne ließ sich am nächsten Morgen Zeit, um uns aufzuwärmen. Wir folgten dem Tal noch ein Stück und bogen dann nach rechts in ein Seitental ein, welches zum Hanuma La führt. Die ersten französischen Touristen tauchten hinter uns auf, als wir noch einmal unsere Wasserflaschen füllten. Bald folgten ihre Träger. Mit Badelatschen an den Füßen rannten sie an uns vorbei in Richtung Pass. Um halb elf standen auch wir auf dem Hanuma La und schauten unter uns auf das Bergdorf Lingshed. Ich hatte es auf unserer Chadar-Tour im letzten Winter kennengelernt. Die Klosterbauten kleben am Hang wie Schwalbennester. Die Solarschule leuchtete in der Sonne und im unteren Dorfteil glaubte ich sogar unser Haus zu erkennen, wo wir auf unserer Wintertour übernachtet hatten. Leider waren die Felder auch hier schon abgeerntet.

Im Sommer leuchten sie wie grüne Oasen in der sonst kargen eintönigen Felsenlandschaft hervor, erzählte mir Helga. Obwohl schon zum Greifen nah, ist es in Wirklichkeit noch ein weiter Weg bis ins Dorf. Wir mussten tief hinunter ins Tal steigen und auf der anderen Seite wieder einen Bergbuckel hinauf. 4 Stunden werden wir noch unterwegs sein. Im Pass standen sich die Wanderer mittlerweile auf den Füßen. Wir machten noch ein paar Fotos und begannen den Abstieg. Auf Serpentinaen sausten wir förmlich nach unten. Hinter uns ein nicht enden wollender Tross von Packpferden. Bald standen wir da, eingehüllt in einer Staubwolke. 40 bis 50 Pferde und Maultiere zogen in Richtung Lingshed. Einige Tiere hatten schon sichtlich ihre Leistungsgrenze erreicht. Sie blieben alle paar Meter stehen, um was zu fressen oder sich auszuruhen. Mittlerweile sind die Weideflächen so stark von Touristenpferden belagert, dass die einheimischen Bauern weite Wege in Kauf nehmen müssen, um ihre Pferde auf die Weide zu führen. Immerhin bekommen sie Geld für jedes Pferd, das auf den Weiden von Lingshed grasst.

Unten im Tal standen Zelte. Es war der Rastplatz für die Organisierten. Wir genossen auch kurz einen Müsliriegel, dann nahmen wir die letzte Steigung in Angriff. Es war halb vier am Nachmittag, als wir das wohl flächenmäßig größte Dorf im Zanskar-Gebirge erreichten.

Gleich am Ortsrand stolperten wir über den ersten Touristen-Kiosk mit Cola und Limo. Von derart geschäftlichen Aktivitäten seitens der Einwohner von Lingshed war vor eineinhalb Jahren noch nichts zu spüren gewesen. Wie lange mag es noch dauern, bis die ersten Lodges aus dem Boden sprießen, fragte ich mich.

In Lingshed wollten wir einen Tag pausieren und unseren Freund Motup besuchen. Er hatte uns im Februar 2005 ebenfalls über den gefrorenen Zanskar begleitet. Da wir uns nicht mehr genau an das Haus erinnern konnten, wo er mit seiner Familie wohnt, mussten wir uns durchfragen.

Vor dem Kiosk schwatzten zwei ältere Ladakhi-Frauen. Ich kramte ein Foto aus dem Rucksack, auf dem Motup zu sehen war, und zeigte es den Beiden mit einem fragenden Blick. Die beiden Frauen erkannten Motup, schienen aber nicht so recht zu wissen, was sie sagen sollten. Ein Ladakhi gesellte sich noch zu uns und schaute sich das Bild ebenfalls an. Dann nannte er Motups Namen und wies in Richtung Berge. Aha, Motup war nicht daheim, soviel war klar. Dann wollte er uns zu sich einladen. Wir beschlossen aber trotzdem Motups Familie zu besuchen und lehnten sein Angebot dankend ab. Auf die Frage nach Motups Haus, zeigte er grob in eine Richtung unterhalb der Schule von Lingshed.

Dort standen zum Glück nur zwei Häuser rum. Vor einem spielten drei Kinder im Alter von etwa 4, 5 und 9 Jahren, dort müsste es sein, sagten wir uns. Als wir uns dem Haus näherten, zogen wir sofort die Aufmerksamkeit der Kinder auf uns. Neugierig kamen sie

näher. „Wie heißt euer Vater“, fragten wir. „Lobsang“, war die Antwort. Mist! - dachten wir. Das schien doch nicht das richtige Haus zu sein. „Lobsang Motup“, antwortete die Älteste. Aha, Motup heißt also noch Lobsang, das hatten wir nicht gewusst. Um ganz sicher zu gehen, zeigte ich den Kleinen das Foto. Sie kicherten und nickten, wir waren also richtig. Leider bestätigten auch die Kinder, dass Motup nicht daheim war, sondern in den Bergen bei den Yak-Nomaden. Wann er genau zurück nach Lingshed kommen würde, verstand ich nicht. Es war nur soviel klar, dass er nicht in den nächsten Tagen zurück ins Dorf kam. Eine ältere Ladakhi-Frau gesellte sich zu uns. Als sie mein Motup-Foto sah, zeigte sie sofort auf den Acker. Dort sollten wir unser Zelt aufstellen. Ich überreichte den Kindern eine Zeltstange und zeigte den dreien, wie man ein Zelt aufbaute. Das schien ihnen riesigen Spaß zu machen. Anschließend hatten Helgas Völkerverständiger Oimel und Charlie alle Hände voll zu tun, als sie von den Kindern an Helgas Rucksack entdeckt wurden. Eines der Kinder verschwand auf einen Wink der Oma im Haus und kam kurz darauf mit einer Kanne Tee zurück. Die Drei rückten uns nicht von der Pelle. Wir wurden mit Fragen bombardiert. „What`s your name? How old are you? Where are you from?“ Sie schienen bei uns ihre Englischkenntnisse praxisnah anzuwenden. Abends kam dann Motups Frau Stanzin Niangjan nach Hause und wir bekamen ein leckeres Abendessen mit frischem Mangold und Chapatis. Da wir in Lingshed leider keinen weiteren Bekannten antrafen, denn auch Lama Tsewang war irgendwo unterwegs, beschlossen wir schon morgen weiter bis Gongma zu laufen.

Die drei Kinder machten sich fein herausgeputzt am nächsten Morgen auf den Weg in die Schule. Wir schlugen den Weg Richtung Gongma ein, nicht so fein herausgeputzt. Die Mönche vor dem Kloster waren dabei, ihren Brennstoffvorrat für den Winter einzulagern. Mit riesigen Yakfladen in den Händen verschwanden sie in einem Klostergebäude. Eine Touristin wusch ihre Wäsche in der Klosterquelle. Über ihrem Kopf ein Schild auf dem in Englisch, Französisch und Deutsch stand, dass Wäsche waschen hier nicht gestattet war. Oberhalb des Klosters befindet sich der Campingplatz von Lingshed. Wir hockten uns vor den Kiosk und genehmigten uns eine „Fun Cola“ und aßen die Butter-Chapatis die uns Stanzin noch mit auf den Weg gegeben hatte.

11. Gongma

Ich kannte den Weg nach Gongma über den 4100 m hohen Murgum La. Fast zehn Stunden brauchten wir Ende Februar 2005 bis nach Skiumpata, einem Nachbardorf von Gongma. Die zehn Stunden zum Teil durch hüfthohen Schnee waren mir noch in guter Erinnerung. Jetzt, Ende September, war es ein vierstündiger Spaziergang durch das herbstliche Zanskar-Gebirge. An den Hängen leuchteten bunte Zoah-Sträucher und der Boden war übersät mit kleinen pinkfarbenen Blüten.

Auch in Gongma war die Ernte bereits abgeschlossen. Auf den Feldern lagen die Gerstebüschel sauber aufgereiht und warteten auf jemanden, der sie zum Dreschplatz schaffte.

Der erste Einwohner von Gongma, dem wir begegneten, war Chospels Vater. Er schnitt gerade Viehfutter an einem Berghang in der Nähe vom Dorf. Es dauerte ein Weilchen, bis er sich an uns erinnerte. Dann lachte er und hieß uns in Gongma willkommen.

Auf dem Weg zum Haus von Tsetan kam uns Chamba entgegen. Er begrüßte uns herzlich und begleitete uns ins Haus, wo wir das Gästezimmer bezogen. Für die nächsten zwei Tage würde es unser zu Hause sein. Chamba brachte uns Kekse und Frugo Mangosaft. Ich

erkannte die Schachteln wieder. Sie zierte öfters unseren Weg vom Zanskar-Tal nach Gongma.

Zurzeit waren die meisten Einwohner in den Bergen, um Viehfutter zu schneiden. Als Viehfutter dienten die gelb-roten Zoah-Büsche. Esel brachten das Futter ins Dorf, wo es dann zum Trocknen auf die Dächer der Häuser geschichtet wurde. Wenn in ein paar Tagen die Yaks von den Hochweiden kommen, um die Gerste zu dreschen, werden die Ladakhis wieder alle Hände voll zu tun haben im Dorf. Unser Pech war, dass wir kaum jemanden in Gongma antrafen. Lediglich Tsering Dolma, Chospels Frau, mit ihren beiden Töchtern Yangdon und Angmo war daheim. Ihr ging es wieder nicht gut. Sie zeigte auf ihren Kopf und den Mund. Vermutlich hatte sie eine Grippe erwischt. Wir ließen ihr ein paar Schmerztabletten da. Mehr konnten wir nicht für sie tun. Als es zu dämmern begann, wurde es lebhaft im Dorf, die Bauern kamen heim von der Futterernte. Tsetan und seine Frau Sonam sowie der Opa Thundup Dorje kamen nach Hause.

Wir hockten uns mit anderen in die Küche, einem rußgeschwärzten schummrigen Raum, in dem sich das Leben einer Ladakhi-Familie auf dem Fußboden abspielte. Wir waren nicht die einzigen Gäste. Neben uns saß der Lehrer aus dem Bergdorf Fotoksar. Er hatte seine Familie in Lingshed besucht und wollte morgen in aller Frühe zurück in seine Schule. Neun bis zehn Stunden sind es ungefähr zu Fuß bis Fotoksar. Deswegen braucht man ordentlich Proviant, dachte sich unser Lehrer. Er knetete sich einen Brei, Kolak genannt, aus Chang und Tsampa. Mindestens ein Kilo schätzte ich.

Obwohl die Ladakhis den ganzen Tag in den Bergen am Schaffen waren, ging es hoch her in der Küche. Es wurde geschwätzt, gekichert und nebenbei auch gekocht. Nur die Kinder Tsering Dorje und Dechen Gyalsan schliefen bald ein. Tsetan wickelte sie in eine dicke Yakwoldecke und legte sie draußen auf die Dachterrasse. Warum die Ladakhis im Winter nicht froren, war mir nun klar. Da zogen wir unseren kuscheligen Schlafsack im Gästezimmer allemal vor.

Die nächsten zwei Tage ließen wir ruhig angehen. Wir nutzten die Zeit, um wieder mal uns und unsere Wäsche zu waschen. Wir begleiteten Tsetan zur Futterernte, wurden mit Chang abgefüllt und mit Gerstenbrei gemästet. Lediglich beim Momo-Essen streikte ich. Immerhin wollte ich die Tour nicht wieder in der Hockstellung beenden.

Unsere Tabletten schienen Tsering Dolma ein wenig geholfen zu haben. Nach den zwei Tagen sah sie schon wieder munterer aus und konnte sogar lachen. Wir sponserten ihrer Tochter einen Schulbesuch in Lingshed. Dort ging auch schon Tsetans Tochter Stanzin Sonam zur Schule. Zwar erhebt die staatliche Schule keine Schulgebühren, trotzdem hat Tsetan keine Möglichkeit, seine beiden jüngsten Kinder zur Schule zu schicken. Ihm fehlt das Geld für Schuluniformen und Lernmaterial. Außerdem hat er im Moment niemanden, der in Lingshed die Patenschaft für seine Kinder übernehmen würde. In der Regel helfen ältere Schüler den Neuen beim Waschen der Wäsche, bei den Hausarbeiten und den vielen kleinen Dingen, die halt im Alltag so anfallen, bis diese allein zu Recht kommen und später selbst Patenschaften für jüngere Kinder übernehmen können.

Am Morgen, bevor wir unseren Weg fortsetzten, gab Tsetan für uns ein Festessen bestehend aus Würsten und Innereien einer geschlachteten Ziege. Wir revanchierten uns mit einer Geldspende, an der sich auch Helgas Freunde und Verwandte beteiligt hatten. „Wie viel Menschen waren denn an der Spende beteiligt“, fragte uns Opa Thundup Dorje. Helga zählte nach und kam auf 16 Personen. Daraufhin verschwand der Opa im Haus und kam kurz darauf mit einer Schachtel in den Händen zurück. Darin befanden sich exakt 16 Schmuckstücke, Perlen und Türkise. Er gab sie Helga mit der Bitte, jedem der 16 Leute eins zu überreichen, mit einem Katak und einem Dankeschön aus Ladakh. Wir gaben

unser Ehrenwort, dass jeder etwas bekommen würde, der sich an der Spende beteiligt hatte.

Bevor es losging, machten wir noch ein Abschiedsbild. Tsetan holte ein paar leere Säcke aus der Küche und legte sie auf die Terrasse. Darin sollten wir unser Gepäck verstauen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, uns bis über den rund 5000 m hohen Sengge La zu begleiten. Das hatte schon etwas. Jetzt kamen wir in den Genuss, wie Touristen einer organisierten Trekking-Tour unterwegs zu sein. Aufrecht gehend mit leichtem Gepäck und mit federndem Schritt verließen wir Gongma. Tsetan wollte später nachkommen.

Beim Aufstieg zum Kiupa La, einem Weg, der sich in engen steilen Serpentinien bis auf etwa 4400 m zieht, war unser Schritt schon nicht mehr so federnd. Im Pass angelangt, lief es sich dann aber wieder sehr angenehm auf gleich bleibender Höhe am Hang entlang. Weiter unten sahen wir ein paar Häuser von Yulchung.

Dass die Wandersaison in Ladakh vorbei war, bekamen wir nach der Hälfte des Weges zu spüren. Oberhalb von Yulchung stand ein weißes Leinenzelt am Wegesrand. Ein Junge aus Nieraq, einem Dorf am Zanskar, hatte den Sommer über Getränke und einen kleinen Imbiss an vorbeiziehende Touristenkarawanen verkauft. Jetzt gab es nur noch gesalzenen Tee mit Butter und etwas Tsampa. Vor dem Zelt standen schon zwei Pferde, auf deren Rücken sich Säcke und Kisten stapelten. Morgen geht's runter nach Nieraq, sagte der Typ. Als wir im erzählten, auf wen wir warteten, meinte er sofort, dass wir doch die seien, die letztes Jahr mit Chamba, Motup und Chospel auf dem Chadar waren. Na, das hatte sich ja herumgesprochen! Immerhin war er mit der Saison zufrieden. Auch an seinem letzten Tag kehrten noch weitere Gäste bei ihm ein. Ein Ladakhi und ein Mönch auf dem Weg nach Lingshed. Der Ladakhi musterte uns mit Blicken, dann fragte er, ob wir schon mal in Lingshed waren. Es stellte sich heraus, dass wir auf unserer Chadar-Tour in seinem Haus übernachtet hatten. Auch unsere Guides Chamba, Chospel und Motup waren den beiden gut bekannt. Wir bleiben eine Stunde in dem Teastall. Helga löffelte Yak-Yoghurt, den sie von Tsetan bekommen hatte. Ich aß Kekse. Ein paar Chapatis gaben wir dem Betreiber des Imbisszeltes.

Bis zum Fuß des Sengge La war es nun nicht mehr weit. Wo Tsetan nur blieb? Eigentlich hätte er beim Teastall zu uns stoßen sollen. Nun standen wir im Schatten des Sengge La und froren uns sprichwörtlich den Hintern ab. Dummerweise befanden sich unsere warmen Sachen auf den Rücken der Esel. Die Sonne war gerade hinter den Bergen verschwunden, als Tsetan mit seinen zwei Eseln über das Geröll gerannt kam. Wir stiegen gemeinsam auf ein kleines Plateau und jeder baute sein Nachtlager auf. Wir unser Tunnelzelt, Tsetan breitete eine Plane über eine Windschutzmauer aus übereinander geschichtetem Geröll aus.

Wir zelteten nicht allein. Einige Meter weiter stand schon ein kleines gelbes Zelt. In ihm wohnte ein Pärchen. Er war Schweizer, sie Italienerin, wie wir später erfuhren. Wir hatten gerade fertig eingeräumt, als unter Tsetans Plane Dampfschwaden hervorzogen. Auf seinem Kerosinkocher brodelte das Suppenwasser und er formte gerade bockwurstdicke Mehlnudeln, die er dann in ovale Bollen zerschnitt. Zu den Mehlbollen kam dann noch Wasser, Gemüse und der Rest des Ziegenfleisches von gestern Abend. Lama-Thukpa nannte er sein so kreierte Meisterwerk der Kochkunst.

Dass ich zu lange dem herbstlich kühlen Zanskarwind ausgesetzt war, merkte ich abends im Schlafsack. Mein Hals dankte es mir mit massiven Schluckbeschwerden. Zum Glück war es am nächsten Morgen etwas besser. Wir bekamen den Rest der tollen Mehlsuppe zum Frühstück. Wir aßen nur das Gemüse, und als Tsetan den Topf spülen ging, lösten wir das Mehlsuppenproblem auf unsere Weise. Die Windschutzmauer mit der Überzeugung hinter

uns lassend, dass sie ab jetzt auch den leisesten Luftzug abhalten würde, begannen wir den Aufstieg zum Pass.

12. Machuschlucht

Der Sengge La war im Vergleich zu vielen anderen Pässen auf unserer Tour ein sehr angenehmer Pass. In sanften Serpentinien schraubten wir uns auf etwa 5000 m hoch. Vor uns im Norden breitete sich ein schier endlos scheinendes Hochtal aus. Beim Blick zurück nach Süden sah man tief hinunter ins Zanskar-Tal. Den Fluss verdeckten Felszüge, aber als winzige Flecken erkannte ich die Gerstefelder von Nieraq, einem Dorf, das wir von unserer Wintertour kannten. Oder war es Fliegendreck?

Tsetan wartete schon etwas unterhalb des Passes mit seinen zwei Eseln. Er hatte uns beim Aufstieg überholt. Auch das schweizerisch-italienische Pärchen war schon bei ihm. Er hatte einen Teil ihrer Ausrüstung auch über den Pass transportiert.

Nun hieß es für uns Abschied nehmen von Tsetan. Wir versprachen, auf jeden Fall wieder zu kommen, dann rannte er mit seinen Eseln hinauf in Richtung Pass. Wir schulterten unsere Rucksäcke und folgten dem Sengge-Bach bis zur Machu-Schlucht.

Der Weg durch die Schlucht war nicht auf unserer Karte verzeichnet. Helga kannte ihn aber. Sie ist ihn mit Chamba und auch alleine schon mehrmals gelaufen. Der Vorteil des Weges bestand in einer Zeitersparnis von etwa 2 Tagen gegenüber dem klassischen Weg durch die Bergdörfer Fotoksar und Honupatta. Der Nachteil, er war wie das Tal des Shingri Chu nur bei Niedrigwasser passierbar.

Nach etwa 3 Stunden standen wir am Ufer des Baches und mussten auf die andere Seite. Das Wasser donnerte wild zwischen den Felsbrocken hindurch. Ich wurde das Gefühl nicht los, wenn ich hier einen Fuß ins Wasser setzte, würde mich der Bach bis in den Indus spülen. Da war es mir doch lieber, den Umweg über die Pässe und durch die Dörfer in Kauf zu nehmen. Davon wollte Helga aber nichts wissen. Ich schimpfte wieder mal vor mich hin. Sie lies mich schimpfen. Schließlich einigten wir uns darauf, die Flussquerung an einer anderen Stelle stromauf zu probieren. Nach einigen Minuten fand ich tatsächlich einen Abschnitt, der mir zusagte. Auf der gegenüberliegenden Uferseite sah ich so was wie einen Trampelpfad. Vermutlich nutzten auch die Yakherden diese Stelle, um über den Bach zu kommen. Wir wechselten unsere Schuhe und stürzten uns in die Fluten.

Ohne fortgespült zu werden, erreichten wir das andere Ufer und setzten unseren Weg fort. Da uns ja noch ein paar Querungen bevorstanden, behielten wir gleich die nassen Schuhe an. Die Schlucht verengte sich und wir querten noch zweimal den Bach, diesmal ohne Probleme. Dann kamen schon die Wiesen von Machu in Sicht. Das Pärchen war bereits dort. Sie hatten sich auch entschlossen, unseren Weg zu gehen. Da sie in zwei Tagen zurück nach Delhi mussten, kam ihnen Helgas Abkürzung sehr gelegen.

Wir liefen noch ein Stück und bauten das Zelt außerhalb des Dorfgeländes auf. Von Schüttelfrostanfällen übermannt legte ich mich ins Zelt. Mir war kalt und ich hatte Hals- und Gliederschmerzen. Helga sammelte derweil Feuerholz. Mühsam rappelte ich mich dann auf zum Essen kochen. Nachdem ich Helgas Teetasse umgerissen und unsere Kartoffelsuppe überm Feuer entleert hatte, weil mir der Topf aus den Händen fiel, konnten wir endlich essen. Irgendwie war heute nicht mein Tag.

Mit Schmerzmitteln vollgestopft sehnte ich den nächsten Morgen herbei, damit wir endlich raus aus den Bergen kamen. Auf einen Besuch des Klosters Lamayuru hatte ich nun

keinen Bock mehr. Wir beschlossen, bis Fanjila zu laufen und hofften dort mit einem Jeep nach Leh zu kommen.

Der Morgen begann mit einem Griff in den Geldbeutel. Ein Ladakhi klopfte an unser Zelt und wollte 50 Rupien. Wir hatten angeblich unser Zelt auf seinem Land aufgestellt. Helga meinte, das wäre in der Nähe von Dörfern so üblich. Zur Sicherheit ließen wir uns eine Quittung ausstellen. Nicht, dass jedem Ziegenhirten, der hier vorbeikam, auf einmal einfallen würde, dass ihm das Land gehöre und er dafür Geld kassieren könnte.

Es kam niemand mehr. Wir tranken unseren Frühstückstee, packten und liefen weiter. Der Weg durch die Schlucht ist zum Teil mit Steinen ausgelegt. Ab und zu wechselten wir noch die Uferseite. Zum Glück brauchten wir aber nicht mehr durchs Wasser. Stabile Holzbrücken spannten sich über den Bach. Es wäre sicher auch kein Vergnügen gewesen, denn ab Machu ist der Bach doch deutlich gewachsen.

Eigenwilligkeiten der Natur weckten mein Interesse. Kurz vor dem Bergdorf Askuto sprudelt aus einer senkrechten Felswand Wasser wie bei einer geplatzten Rohrleitung. Und etwas weiter flussabwärts verschwindet der Bach in einem Tunnel, um nach ein paar Metern wieder mit aller Kraft ans Tageslicht zu stoßen.

Im Dorf stand die Gerste noch auf den Feldern. Die Bauern hatten gerade mit der Ernte begonnen. Die Schlucht verengte sich nun zusehends und der Weg ist zum Teil in den Felsen gemeißelt und mit Holz und Steinen abgesichert. Die Farbe der Felsen wechselt nach jeder Kurve - mal sind sie grün, dann wieder rosa, gelb oder schlicht weiß. Die Flusstaine haben Muster, schwarzweiß gestreift oder rot mit dunklen Flecken.

Nach fünf Stunden erreichten wir das Dorf Sumdoo. Hier vereinigt sich der Machu-Bach mit dem Bach, der von Honupatta kommt, und tobt nun als reißender Gebirgsfluss gen Indus. Das Tal weitet sich, und unser Pfad musste einer Schotterstraße weichen. Nur ab und zu zeigten sich noch Reste des alten Weges am Hang gegenüber. Helga konnte sich noch an ihre erste Tour durch die Schlucht erinnern. Die Straße gab es damals noch nicht. Ein Schild am Straßenrand gab Auskunft über das Bauprojekt. 2005 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Auf 25 km Länge soll die Straße die Dörfer Fanjila und Fotoksar verbinden. Direkt sollen davon 259 Menschen aus den Dörfern Fotoksar und Sumdo profitieren. Indirekt noch einmal 287 Menschen aus Yulchung und 771 aus Lingshed.

Später erfuhren wir, dass die Straße bis Lingshed geplant war. Doch da in erster Linie das Militär Interesse am Straßenbau hat, wurde der Plan erst mal eingefroren. Immerhin sind uns beim Aufstieg zum Sengge La Zeichen und Ziffern aufgefallen, die jemand in regelmäßigen Abständen an die Steine gepinselt hatte. Im Moment konnte ich mir Lingshed mit Straßenanbindung jedoch nicht so recht vorstellen.

Wir liefen eineinhalb Stunden auf der Straße und erreichten das Dorf Fanjila kurz vor vier Uhr nachmittags. Auf der Suche nach dem nächsten Kiosk kam uns ein Jeep entgegen. Helga fragte eine Frau, wann der nächste Bus nach Leh fährt. „Jetzt!“, sagte die Frau und deutete auf den Jeep. Der wendete auch schon und kam zurück. Das nannte ich Glück. Die Zeit reichte gerade noch, um zwei Colas zu kaufen. Dann saßen wir auf der Rückbank des Autos und schaukeln in Richtung Leh. Kurz hinter Fanjila sammelten wir noch das Pärchen auf. Die, wie es schien heilfroh waren, noch eine Gelegenheit erwischt zu haben, um nach Leh zu kommen. Es war bereits kurz nach acht und stockdunkel, als wir in die Hauptstadt Ladakhs einfuhren. Wir stiegen wie am Beginn der Tour in Pauls Guesthouse ab. Helga hustete und sah müde aus. Der Mensch, der mich aus dem Spiegel anschaute, sah aus, als ob er gerade aus mehrjähriger Kriegsgefangenschaft entlassen wurde. Aber wir hatten es geschafft und freuten uns auf ein paar erholsame Tage in Leh.